

Die Mitgliederversammlung 1978 des Grenzfriedensbundes

findet am Sonnabend, dem 6. Mai 1978, um 10 Uhr im „Handwerkerhaus“
in Husum, Süderstraße, statt.

Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes ist nach
Flensburg verlegt worden

Neue Adresse: Südergraben 53, 2390 Flensburg
Geschäftsführer: Hans Olland
Sprechzeit: Montag-Freitag 9-12 Uhr
Fernsprecher (04 61) 2 67 08
Bankkonto: Stadtparkasse Flensburg, Nr. 200 10 20
Postscheckkonto: Hamburg 114 07-206 (wie bisher)

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Bent A. Koch</i> Deutschland – Dänemarks Schicksal	7
<i>Johannes Dose</i> Momentaufnahme des dänischen Deutschlandbildes	10
<i>Sven-Erik Tychsen</i> 1977 – das Jahr des „häßlichen Deutschen“	15
<i>Siegfried Matlok</i> Von den Schatten der Vorzeit verfolgt	23
<i>Jørgen Brandt</i> Utopie – und Wirklichkeit?	33
<i>Harboe Kardel</i> Nordschleswig – Sønderjylland – Südschleswig..... Holger Drachmann – ein nordischer Dichter und Maler	37 40
<i>Wilhelm C. Hambach</i> „Wellingtons Sieg“ auf der Förde	46
<i>Hans Peter Johannsen / Ernst Andresen</i> Ein Flensburger Arzt und Maler (Interview)	51
<i>Horst Schwarze</i> Hermann Claudius – Begegnung mit dem Dichter.....	54
Umschau ab Seite 57	

WILHELM C. HAMBACH, geb. 25. 9. 1908 in Bonn; Studium der Musikwissenschaft, Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte, Dr. phil; seit 1934 Zeitungsredakteur und Kunstkritiker; nach Kriegsgefangenschaft in den USA und England ab 1948 Theaterkritiker und Gerichtsberichterstatte; von 1958 bis 1967 Feuilletonchef des Flensburger Zeitungsverlages.

*

HARBOE KARDEL, geb. am 25.11.1893; Kindheit und Seminarbesuch in Tondern; Abitur in Husum; 1914—18 Kriegsdienst; 1919 bis 1922 Studium und Promotion in Kiel; 1922 bis 1929 Redakteur in Flensburg und Tondern; 1919 bis 1933 im Höheren Schuldienst in Schleswig und Kiel; 1933 Schulleiter in Gravenstein; 1934 bis 1945 Redakteur in Apenrade; 1945 bis 1948 Internierung in Faarhus; 1950 bis 1957 Studienrat in Rendsburg und Kiel; seitdem freier Schriftsteller in Apenrade.

*

HORST SCHWARZE, geb. 1906 in Dresden; Studium der Pädagogik und Literaturwissenschaft an der Technischen Hochschule in Dresden; Volksschullehrer in der Sächsischen Oberlausitz; Realschullehrer in Flensburg; Kulturrezendent für Zeitungen und Zeitschriften.

*

SVEN-ERIK TYCHSEN, Danmarks Radio-Korrespondent in Bonn, stammt aus Flensburg; Mitglied der dänischen Minderheit; Ausbildung bei „Flensborg Avis“; danach Redakteur und Korrespondent bei Danmarks Radio.

*

JOHANNES DOSE stammt aus Hadersleben, gehört zur deutschen Volksgruppe und ist Redakteur in der Presseabteilung der Deutschen Botschaft in Kopenhagen. Darüber hinaus liefert er

Beiträge für eine Reihe deutscher Zeitungen.

*

BENT A. KOCH, Chefredakteur, Vorstandsmitglied der Dansk-Tysk Selskab in Kopenhagen.

*

SIEGFRIED MATLOK, Verantwortlicher Redakteur von „Der Nordschleswiger“.

*

JØRGEN BRANDT, Expeditionssekretär, Birkerød/Dänemark.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben. Sie sind eine Mitgliederzeitschrift und im freien Handel nicht erhältlich.

Der Bezugspreis entspricht dem Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion: Ernst Beier, Waldstraße 40, 2390 Flensburg

Geschäftsstelle: Südergraben 53, 2390 Flensburg

Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

GEDANKENSPLITTER *aus und zu diesem Heft*

Es sollte nicht schwierig sein, um zu erkennen, daß sozusagen alles Beste und alles Schlimmste europäischer Kultur in der Vergangenheit und in jüngster Zeit in dem Lande zu finden war, das Dänemarks Schicksal ist. Die reichsten und schönsten Blüten europäischer Kultur sind hier gewachsen — und die häßlichsten. Deutschland ist der bevorzugte Nährboden der Extreme — Dämonen und Grazien herrschen in der Geschichte Deutschlands. Unbestreitbar ist Samen vom Unkraut über den Zaun geweht worden, aber was gäbe es an dänischer Kultur in all ihren Formen, wenn die deutschen Quellen nicht gesprudelt hätten.

(Bent A. Koch)

Deutschland liegt nun einmal, wo es liegt: mitten in Europa. Es ist ein Machtfaktor und deshalb auch eine potentielle Bedrohung für die schwächeren Nachbarn. Jede große Veränderung in Deutschland — sei es auf dem Gebiet der Politik, der Wirtschaft, des Militärs und der Kultur — wirkt sich früher oder später auf die Nachbarn aus — im Guten und im Bösen. Das hat die Geschichte gelehrt. Und diese Erkenntnis steckt tief im Bewußtsein der europäischen Völker. Deshalb das besondere Interesse des Auslandes an allem, was in Deutschland passiert.

(Sven-Erik Tychsen)

Die Mehrheit des dänischen Volkes ist sich durchaus bewußt, welche Rolle die Bundesrepublik Deutschland auch für das Königreich Dänemark spielt, das erstmalig seit Jahrhunderten ein Verbündeter ist und daher das selbstverständliche Recht hat, seinen deutschen Vetter zu beraten und zu kritisieren, ohne daß dieser aus dem Häuschen gerät.

(Johannes Dose)

Was haben die Deutschen während der letzten dreißig Jahre getan? Sehr wenig, außer hart zu arbeiten, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, ihre Nachbarn in Frieden zu lassen und von Zeit zu Zeit zu flüstern: Adolf Hitler ist tot und begraben. Dies sind die besten Deutschen, die wir je hatten. Vermutlich ist es aber gerade das, was die anderen nicht vertragen.

(Melvin J. Lasky)

*

Als ein junger Mann auf Alsen einmal gefragt wurde, was er sich unter der deutschen Minderheit vorstelle, antwortet er: „Das müssen diejenigen sein, die täglich mehrfach über die Grenze zum Einkauf nach Deutschland fahren, um die dänische Wirtschaft zu zerstören“ ...

Der Sohn eines bekannten dänischen Südschleswigers sagte spontan nach seinem ersten Treffen mit einem gleichaltrigen deutschen Nordschleswiger: „Aber Vater, das sind ja gar keine Kannibalen“ ...

Die antideutsche Stimmungswelle, die ab und zu über das Land rollt in Verbindung mit NPD, Berufsverbot, Baader-Meinhof, Strauß, EG, trifft nicht zuletzt auch die deutsche Minderheit in Nordschleswig. Es ist nicht immer leicht, Deutscher zu sein, aber es ist oft doppelt schwer, Heimdeutscher zu sein, der, wenn er das Deutsche verteidigt, immer gleich mit allem identifiziert wird.

(Siegfried Matlok)

*

Die Zielsetzung der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig läßt sich durch die Begriffe Identität und Integration charakterisieren. Die deutsche Volksgruppe ist als eine dem deutschen Sprach- und Kulturkreis verbundene Gruppe einerseits darum bemüht, ihre nationalen, geistigen, kulturellen und historischen Werte zu erhalten, ohne sich jedoch dabei zu isolieren, andererseits wirkt sie loyal und verantwortungsbewußt an den staatspolitischen Aufgaben im dänischen Staat mit. Die deutsche Volksgruppe sieht darin eine grenzüberschreitende Zielsetzung im Einklang mit der von ihr befürworteten europäischen Integration.

(Aus dem Geschäftsbericht 1977 des BdN)

*

Ich denke, daß man zu normalen Beziehungen zwischen zwei Völkern, zwischen zwei Staaten Ehrlichkeit braucht. Ich glaube, daß man sich gegenseitig die Wahrheit sagen muß darüber, wie man die gemeinsame Geschichte bewertet.

Und wenn man sich gegenseitig die Wahrheit sagt, wird man darauf stoßen, daß die Wahrheit des anderen in manchen Punkten anders klingt als die eigene Wahrheit. Und man wird darauf stoßen, daß man an seiner eigenen Wahrheit hier und da etwas zu korrigieren hat.

(Bundeskanzler Helmut Schmidt)

Deutschland - Dänemarks Schicksal

Entscheidend ist, was hinter dem nachbarlichen Zaun geschieht

Der nachstehende Aufsatz über das schicksalhafte Verhältnis Dänemark-Deutschland ist entnommen dem Jahrbuch 1978 der Dansk-Tysk Selskab und des Dansk-Tysk Industri- & Handelsklub. Wir bringen den Text der deutschen Übersetzung. (Die Red.)

Das Wort Schicksal klingt wie drohendes Unheil. Und doch hat es wohl nur die Bedeutung, daß sich etwas von selbst ergibt — unabwendbar ist.

In diesem Verständnis des Wortes ist Deutschland das Schicksal Dänemarks. Seit Anbruch der Geschichte waren wir aufeinander angewiesen, im Guten wie im Bösen. Darin lag der Reichtum Dänemarks, so wahr es ist, daß die Problemlosigkeit nicht zu einem reichen Leben führt, sondern eine angemessene Verkettung von Glück und Unglück, Anspruch und Erfüllung.

Im Grunde genommen ist es ein Wunder, daß wir Dänen uns in dieser Partnerschaft behauptet haben. Ein kleiner Finger an der breiten Hand des europäischen Kontinents, ein Anachronismus: das ist Dänemark. Nicht verwunderlich, daß wir eine Versuchung waren und daß „Tysken“, wie die Alten sagten, als Erbfeind par excellence galt. „Gegen Deutsche, Slawen, Wenden, wohin ihr Vorstoß führen mag“ — das war unser Schicksal. Es dient keinem Zweck, die Probleme zu verhehlen, denen wechselnde Generationen sich als Folge der Nachbarschaft mit Deutschland gegenübergestellt sahen.

Stammt man wie ich aus der letzten Hälfte der zwanziger Jahre, so läßt sich das auch nicht bewerkstelligen. Aus dem eigenen Leben lassen sich die Geschehnisse der fünf Besatzungsjahre nie ausräumen. Persönlich unterlag ich im Jahre 1945 der verlockenden Parole, daß „der Freiheitskampf in Südschleswig weitergeht“. Aber glücklicherweise dauerte es nicht lange, bis mir klar wurde, daß es sich um Mißtöne handelte, daß das Blatt sich gewendet hatte und daß das Nebeneinander und Miteinander die Aufgabe des Tages sei. In der langen Geschichte des Grenzkampfes waren wir in eine neue Phase eingetreten.

Wenn auf den Grenzkampf verwiesen wird, so ist dies kein Zufall. Viele außerhalb des Grenzlandes, die sich mit dem dänisch-deutschen Verhältnis beschäftigen, scheinen zuweilen die Neigung zu haben, unseren alten Zwist „dort drüben an der Grenze“ (Holger Drachmann) ausklammern zu wollen. Nach meiner Meinung ist das ein Fehler. Der Weg Dänemarks, offiziell wie auch im Volke, muß unweigerlich

über Nordschleswig führen. Ein dänisch-deutscher Dialog, der darüber hinwegsieht, wird stets einen etwas gezwungenen Charakter haben. Es liegt auch etwas Unangemessenes darin. Gerade in Nord- und Südschleswig legen Vergangenheit und Gegenwart Zeugnis ab von dem Reichtum, der sich aus dem Gegeneinander und Miteinander dänischer und deutscher Kultur ergibt. Man richte den Blick auf eine Stadt wie Flensburg, wie sie heute ist! Welche Möglichkeiten bietet sie nicht ihren Bürgern, an dem Besten der Kultur unserer beiden Länder teilzuhaben. Dänische und deutsche Sprache, dänisches und deutsches Theater wie Kunstleben überhaupt, dänischer und deutscher Lebensstil in friedlichem Wettstreit.

„Front und Brücke“ ist sprachlich gesehen unsinnig. Aber die alte Losung enthält die gemeinmenschliche Wahrheit, daß man nur durch Treue zum Eigenen (und damit in Frontstellung) eine tragfähige Brücke zum anderen mit abweichender Haltung errichten kann. Wir müssen uns selbst treu bleiben, aber nie selbstgefällig sein.

Ach, diese Kunst ist schwer zu beherrschen! Das erfahren wir fast täglich aus den Bulletins des Hauptquartiers der Europäischen Gemeinschaft. Aber im stillen, auf menschlicher und örtlicher Ebene, wird diese Lektion Tag für Tag im Grenzland vorgelebt. Damit ist das dänisch-deutsche Verhältnis im Grenzland, heute auf vielerlei Weise ein Stück praktischer Europapolitik, wohl wert, den vielen Gegnern eines integrierten Europa vorgehalten zu werden.

Sich selbst treu bleiben, aber nicht selbstgefällig sein: Wenn dies früher durch leichtfertigen Internationalismus bedroht war, so scheint das Problem heute der selbstgerechte Nationalismus zu sein. Der klingt in den Tönen wider, die von den EG-Gegnern angeschlagen werden, und in der oft unnuancierten Einschätzung von Phänomenen in der Deutschen Bundesrepublik von der nicht zuletzt die Einstellung vieler junger Menschen geprägt ist.

Es sollte nicht schwierig sein, zu erkennen, daß sozusagen alles Beste und alles Schlimmste europäischer Kultur in der Vergangenheit und in jüngster Zeit in dem Land zu finden war, das Dänemarks Schicksal ist. Die reichsten und schönsten Blüten europäischer Kultur sind hier gewachsen — und die häßlichsten. Deutschland ist der bevorzugte Nährboden der Extreme — Dämonen und Grazien hausen in der Geschichte Deutschlands. Unbestreitbar ist Samen von Unkraut über den Zaun geweht worden, aber was gäbe es an dänischer Kultur in all ihren Formen, wenn die deutschen Quellen nicht gesprudelt hätten?

Was heute erforderlich erscheint, ist eine realistische Einschätzung der Entwicklung in der Bundesrepublik — nicht ein Fernglas, das nur Franz Joseph Strauß zu erkennen vermag. Die Entwicklung in Westdeutschland muß unter deutschen Vorzeichen verstanden werden, nicht unter dänischen.

Geschieht dies, so wird manches leichter verständlich, auch und nicht zuletzt die

Vorgänge der letzten Monate. Deshalb ist eine Informationsarbeit, wie sie beispielsweise von der Dänisch-Deutschen Gesellschaft geleistet wird, von entscheidender Bedeutung. Wird dies nicht aus anderen Gründen verstanden, so sollte eine realpolitische Einschätzung zu einer solchen Forderung führen.

Denn selbst, wenn der einzelne nichts dafür übrig zu haben scheint, ist Deutschland nun einmal das Schicksal Dänemarks. Es ist da, und für uns ist es entscheidend, was hinter dem nachbarlichen Zaun geschieht.

Momentaufnahme des dänischen Deutschlandbildes

Nachstehend bringen wir etwas gekürzt den Vortrag von Redakteur Johannes Dose, Pressereferat der Deutschen Botschaft in Kopenhagen, über das Deutschlandbild der dänischen Öffentlichkeit. Der Vortrag wurde gehalten anlässlich der Jahrestagung des Bundes Deutscher Nordschleswiger in der Akademie Sankelmark.

(Die Red.)

Man braucht nicht Historiker zu sein, um zu wissen, daß es seit Jahrhunderten kaum ein Land gibt, daß in der öffentlichen Meinung Dänemarks eine so herausragende Rolle gespielt hat wie gerade Deutschland, und zwar in allen seinen Formen, Schattierungen und staatsrechtlichen Verhältnissen. Die Bundesrepublik Deutschland unterscheidet sich insofern nur unwesentlich von früheren deutschen Staaten oder Reichen.

In einem entscheidenden Punkt liegen die Dinge jedoch grundsätzlich anders: War der große Nachbar im Süden bis zu etlichen Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg je nach dänischem Standpunkt dazu geeignet, ein fast makellooses Feindbild abzugeben — die die Regel bestätigenden Ausnahmen seien hier unerwähnt —, so sind die Bundesrepublik Deutschland und das Königreich Dänemark nun nicht mehr nur Nachbarn, sondern Partner und Verbündete. Sich daran zu erinnern, scheint mir recht wesentlich: zum einen, weil ich mich hier [in Nord- bzw. Südschleswig] in einem Gebiet aufhalte, das im internationalen Sprachgebrauch als sensitiv gelten kann; zum andern, weil es Grenzlandbewohnern auf Grund eines übersteigerten Identifizierungsbedürfnisses mit dem Muttervolk und -land oft schwerer fällt, einen normalen Meinungsaustausch in den Massenmedien mit der gebotenen Distanz zu betrachten.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß Macht, Besitz und Einfluß in jedem Dorf und jeder Stadt jeden Volkes zu Neid, Mißgunst, Bewunderung oder Minderwertigkeitsgefühlen anderer führen können. Diese allzu menschliche Eigenschaft spielt auch im Zusammenleben von Völkern eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sich daran zu erinnern, dürfte ebenfalls angezeigt sein. Vielleicht ist es vermessen, doch wäre es vielleicht manchmal gut, wenn der eine sich in die Lage des anderen versetzen und auf diese Weise mit dessen Denkgewohnheiten und Ansichten vertraut machen könnte, um daraus ein größeres Verständnis für die Gegenseite abzuleiten.

Es dürften sicherlich die Beispiele bekannt sein, die mit Hilfe grober Vereinfachungen eine kontinuierliche negative Entwicklung des Mittelalters über Martin Luther, 1864 und den Zweiten Weltkrieg zu ziehen vermöchten. Nichts ist schwerer, als klischeehafte Vorstellungen der Völker untereinander durch andere zu ersetzen. Daher bedarf es im gegenseitigen Interesse einer großen Geduld, manchmal mehrerer Generationen, um zu einem ungetrübten Blick vom anderen zu kommen. Dies gilt auch für jene Deutschen, die in einer bedingten Welt das Unbedingte wollen oder suchen. Nicht zuletzt auf dem Gebiet der öffentlichen Meinung und Kritik gibt es eine Unzahl von Schattierungen und Nuancen. Viele Deutsche reagieren auf Kritik, so wohlgemeint sie auch sein möge, auf eine Weise, die ein gewisses Maß an notwendiger Gelassenheit vermissen läßt. Dies gilt allerdings nicht nur für die letzten Monate und was sich während dieser Zeit abspielte, sondern auch für andere Bereiche menschlichen Zusammenlebens — selbst im eigenen Land.

*

Kurz dargestellt, hat sich das Deutschlandbild der dänischen Öffentlichkeit im Laufe der vergangenen einundzwanzig Jahre auf vielfältige Weise zum Besseren verändert. Ich möchte sogar die Behauptung wagen, es spiegelt heute — und eigentlich schon seit einigen Jahren — die engen verwandtschaftlichen Beziehungen wider. Sie beruhen auf einem Grad von Vertrauen, über das sich jeder freuen kann. Dieses Vertrauen gibt einen Freiraum, innerhalb dessen vieles erwünscht und erlaubt ist, angefangen von der wohlwollenden gegenseitigen Hänselei bis zu offenen Worten in gegebenen Lagen. Vordergründige Kritik an bestimmten Erscheinungen darf den Blick für diese Entwicklung nicht trüben — dies würde zu Proportionsverzerrungen führen.

Das dänische Deutschlandbild war nach dem Kriege von 1864 in weiten Kreisen des liberalen Bürgertums stark negativ beeinflusst, und die Arbeiterschaft machte sich politisch kaum bemerkbar.

Ein kleines, selbsterlebtes Beispiel dafür, was gemeint ist: Ein bekannter Mann des dänischen Widerstandes, der seit 1950 zu den ersten zählte, die in Dänemark mit der jungen Bundesrepublik zusammenarbeiteten, mußte sich von seiner betagten Mutter Vorwürfe gefallen lassen — wegen 1864. Dies kleine Beispiel mag genügen, um zu illustrieren, aus wie vielen verschiedenen Strichen historischen, wirtschaftlichen, psychologischen und kulturellen Charakters sich Bilder zeichnen und Klischeevorstellungen prägen.

*

Dennoch ist es erfreulich, die Fairneß und Sachlichkeit der allermeisten dänischen Medien und Publizisten — Svend Erik Tychsen nicht ausgenommen — hervorheben zu können, die in jenen bewegten Wochen des vergangenen Herbstes das dänische Deutschlandbild geprägt haben. Sie haben es weder an

Verständnis für die prekäre Situation der Bundesregierung und aller nachgeordneten Organe noch an Kritik auf Gebieten fehlen lassen, wo diese angezeigt erschien. Es handelte sich aber auch hier durchweg um kritische Äußerungen zu Vorkommnissen, die aus der Stunde heraus geboren wurden und nur als solche verstanden werden sollten.

Es leuchtet ein, daß der deutsche Glaube an jene angeblich vom Ausland als deutsche Tugend betrachteten Eigenschaften wie Ordnung und Präzision, Zuverlässigkeit durch die Ereignisse im Zusammenhang mit der Entführung von Hanns-Martin Schleyer erschüttert wurde und daß diese Erschütterung aus dem Ausland und damit auch aus Dänemark zurückgespiegelt wurde. Dennoch wage ich die Behauptung, daß sich die dänische Rückspiegelung gerade in jenen Wochen merklich von der anderer Staaten und ihrer Medien abhob, was letztlich vielleicht weniger ein deutsches als ein dänisches Verdienst ist: In diesem Lande ist man gewohnt, den Menschen als unfertiges Produkt der Schöpfung zu werten und seine vielen Schwächen, Unzulänglichkeiten sowie Fehleinschätzungen eben mit menschlichen Augen zu betrachten. Zu keinem Zeitpunkt war während der vergangenen Wochen und Monate in Dänemark zu beobachten, was sich in einigen anderen europäischen Staaten zutrug: der Versuch bestimmter Gruppen oder politischer Parteien, die Situation in der Bundesrepublik Deutschland umzumünzen und vor den eigenen Wagen zu spannen, um dadurch die eigenen jeweiligen innenpolitischen Ziele leichter zu erreichen.

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, wie energisch gesellschaftskritische Autoren wie Günther Graß, Heinrich Böll u. a. sich schützend vor ihr Vaterland stellten. Sie reisten in verschiedene europäische Länder, um vor Ort Mißverständnisse und Irrtümer zu beseitigen, ohne berechtigte Kritik anzugreifen. Ihr Auftreten führte in den meisten Fällen zur Klärung oder gar zur Beruhigung. Während der Hektik der ersten Tage der Schleyer-Entführung hat manche deutsche Stelle sicher nicht jenes Maß an Gelassenheit an den Tag gelegt, das wünschenswert gewesen wäre. Allmählich aber wurde es erarbeitet und im Ausland einschließlich Dänemarks gebührend gewürdigt.

*

Der Satz, Deutschland leide unter seiner Geschichte, gilt nicht zuletzt für seine Beziehungen zu Dänemark. Es gehörte jahrzehntelang zum guten Ton dieses Landes, ein vorwiegend negatives Deutschlandbild zu haben. Für seine Existenz gibt es in der Nachkriegsgeschichte mehrere Beispiele, allerdings auch für das Gegenteil.

In den vergangenen Monaten fehlte es nicht an Versuchen, das überlieferte Deutschlandbild mit Hilfe der Woge des Mißvergnügens oder Mißfallens im negativen Sinne aufzufrischen. Zweifel an der demokratischen Festigkeit und Glaubwürdigkeit wurden ebenso laut wie die Frage, ob „die Deutschen“ der

Gegenwart tatsächlich das Ebenbild der Väter oder aber veränderbar seien. Derartige Betrachtungen wurden gelegentlich mit Ansichten über die herausragende Rolle der deutschen Mark angereichert, wobei die Prisse Neid die Bewunderung würzte oder sie stellenweise in Antipathie verwandelte.

Dieses alles ist eine Folge des überkritischen Interesses, das Deutschland in Dänemark entgegengebracht wurde und wird. Es ist sicherlich auch eine Folgeerscheinung der Neigung manches Deutschen, nicht nur einen gedanklichen Perfektionismus zu erreichen.

*

Dank der persönlichen Kenntnis Deutschlands und der Deutschen — die Sommerhausbesitzer gar nicht einmal eingeschlossen — ist das heutige Deutschlandbild der meisten Dänen ein durchweg gutes. Gelegentliche antideutsche Wellen haben das nur bestätigt. Selbst wenn in das weitverbreitete Verständnis für die außerordentlichen deutschen Abwehrmaßnahmen eine ganz natürliche Portion dänischer Egoismus einfloß — Furcht vor einem Übergreifen — bleibt dennoch eine weitgehende Übereinstimmung bezüglich der notwendigen Maßnahmen zum Schutz der parlamentarischen Demokratie festzustellen. Für die meisten Dänen sind die Deutschen Menschen wie sie selbst.

Dank ihrer guten Erdleitungen lassen sich die durch viele Informationen über Deutschland recht gut unterrichteten dänischen Bürger als Konsumenten von Massenmedien kaum etwas vormachen. Diejenigen, die in der Bundesrepublik Deutschland einen Klassenfeind sehen oder an anderweitiger ideologischer Horizontverengung leiden, werden mit dem Deutschland diesseits der Elbe, welche demokratische Form es auch immer annimmt, kaum jemals zufrieden sein. Die Mehrheit des dänischen Volkes dagegen ist sich durchaus bewußt, welche Rolle die Bundesrepublik Deutschland auch für das Königreich Dänemark spielt, das erstmalig seit Jahrhunderten ein Verbündeter ist und daher das selbstverständliche Recht hat, seinen deutschen Vetter zu beraten und zu kritisieren, ohne daß dieser aus dem Häuschen gerät, was ja auch nicht der Fall ist.

*

Als Momentaufnahme des dänischen Deutschlandbildes glaube ich sagen zu dürfen, daß sich beide Völker im Laufe der letzten Monate geistig und menschlich sehr viel nähergekommen sind als im Laufe etlicher vorausgegangener Jahre. Ohne diese äußerst erfreuliche Entwicklung auch nur andeutungsweise schmälern zu wollen, möchte ich mit einem Zitat aus „Politiken“ vom 6. Dezember 1977 schließen, das von Melvin J. Lasky, dem ehemaligen Redakteur des „Monat“ stammt:

„Was haben die Deutschen während der letzten dreißig Jahre getan? Sehr wenig, außer hart zu arbeiten, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, ihre

Nachbarn in Frieden zu lassen und von Zeit zu Zeit zu flüstern: Adolf Hitler ist tot und begraben. Dies sind die besten Deutschen, die wir je hatten. Vermutlich ist es aber gerade das, was die anderen nicht vertragen.“

KRITIK UND RESSENTIMENT

Es kann nicht darum gehen, Kritik gegen die Bundesrepublik Deutschland abzuwehren. Im Gegenteil. Aber Kritik und Ressentiment sind zwei Paar Stiefel. Und Neid und Mißgunst gegenüber dem notwendig stärkeren Nachbarn wären keine guten Ratgeber der Kritik. Wogegen wir uns auch wehren sollten, ist, daß es in den westlichen Demokratien, vor allem im linken Spektrum, Kräfte gibt, die, weil sie zu Hause ihre politischen Vorstellungen nicht so recht an den Mann bringen können, die Bundesrepublik Deutschland ganz systematisch als Buhmann aufbauen, um, unterschwellig oder offen vorhandene Vorbehalte gegen die Bundesrepublik Deutschland ausnützend, ihr innenpolitisches Süppchen an dieser Flamme zu wärmen.

Harald Hofmann, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Dänemark, im „Jahrbuch der Dansk-Tysk Selskab 1978“

1977 - das Jahr des „häßlichen Deutschen“

Was denkt das Ausland über Deutschland und die Deutschen?

Anläßlich der Jahrestagung des Bundes deutscher Nordschleswiger in der Akademie Sankelmark hat der Korrespondent von Danmarks Radio in Bonn das nachstehend wieder gegebene Bild vom „häßlichen Deutschen“ gezeichnet. Wir geben den Wortlaut des Vortrages nachstehend in etwas gekürzter Fassung wieder. (Die Red.)

Wenn man in Deutschland lebt, dann kann man sich manchmal nur wundern über das, was von Ausländern über Deutschland gesagt und geschrieben wird; sogar von Ausländern, die selbst in Deutschland wohnen.

Was denkt das Ausland über Deutschland und die Deutschen? Das war im vergangenen Jahr wieder einmal eine Frage, die viele beschäftigte. Nicht nur Private, auch die Bonner Regierung. Ja, der Bundespräsident hat dieser Frage sogar eine ganze Rede gewidmet. Es ist schon ein etwas ungewöhnlicher Vorgang, wenn ein Staatsoberhaupt es für erforderlich erachtet, in einer öffentlichen Rede das Ausland zu rügen, weil es angeblich ein falsches Bild von seinem Land zeichnet. Der Bundespräsident hat in einer Rede am 19. September 1977 in Hamburg gesagt: „Will man eine Spirale von Vorurteilen, die notwendigerweise wieder andere Vorurteile hervorrufen muß, wirklich wieder in Bewegung setzen? Es wäre der sicherste Weg, die Einigung Europas unmöglich zu machen.“ Der Bundespräsident wollte den Staat in Schutz nehmen gegen böswillige Unterstellungen. Das ist eine Aufgabe; aber irgendwie habe ich das Gefühl, daß er den böswilligen Unterstellern zuviel Ehre erweist. Ich glaube nämlich nicht daran, daß ihre Zahl so groß und daß ihr Einfluß so groß ist. Ich glaube, daß die unsachliche Kritik an Deutschland im vergangenen Jahr überbewertet worden ist.

Es gibt vieles in diesem Land, was kritikbedürftig ist

Man muß unterscheiden böswillige und gutgemeinte Kritik. Das ist nicht immer getan worden. Und zugeben, es ist manchmal auch schwer zu unterscheiden. Manches, was wie antideutsche Kampagne aussehen könnte, ist in Wirklichkeit Ausdruck von Ängsten und Befürchtungen, die sich auf schmerzhaft geschichtliche Erfahrungen gründen. Wenn verschiedene ausländische Gruppen über faschistische Tendenzen in der Bundesrepublik besorgt sind, darf das nicht einfach als Diffamierung abgetan werden.

Deutschland liegt nun einmal, wo es liegt: mitten in Europa. Es ist ein Machtfaktor und deshalb auch eine potentielle Bedrohung für die schwächeren Nachbarn. Jede große Veränderung in Deutschland — sei es auf dem Gebiet der Politik, der Wirtschaft, des Militärs oder der Kultur — wirkt sich früher oder später auf die Nachbarn aus — im Guten und im Bösen. Das hat die Geschichte gelehrt. Und diese Erkenntnis steckt tief im Bewußtsein der europäischen Völker. Deshalb das besondere ausländische Interesse an allem, was in diesem Land passiert.

Der Schriftsteller Günther Graß — ich könnte andere nennen: Heinrich Böll, Willy Brandt — einer der Deutschen, die in ihrem Heimatland unter starken Beschuß geraten sind, hat genau wie sein Kollege Böll Deutschland verteidigt. Graß war in Italien, als die starke antideutsche Welle hochschlug, und hat Mutiges gesagt. Der dänischen Zeitung „Politiken“ hat er ein Interview gegeben. Graß meint da, daß unsachliche Kritik aus dem Ausland auf das Ausland zurückschlagen könnte. Er sagte: „Es könnte für unsere Nachbarländer lebensgefährlich werden, wenn man fortfährt, uns einen neuen Faschismus anzudichten. Es könnte zu einer Gegenreaktion führen, die schwer zu kontrollieren wäre.“ Hierin spiegelt sich die Erkenntnis eines Deutschen wider, daß die Entwicklung in diesem Land für ganz Europa von ausschlaggebender Bedeutung ist. Und deshalb muß man eben besonders wachsam sein. Im gleichen Interview holt Graß noch einmal zum Gegenschlag aus, indem er sagt: „Ich möchte wünschen, daß andere europäische Länder den Mut hätten, sich mit erheblich geringeren Verbrechen in der Vergangenheit auseinanderzusetzen.“

Graß, Böll und Brandt sind Deutsche, die im Ausland ein höheres Ansehen genießen als im eigenen Land. Sie verkörpern offenbar den *guten* Deutschen, im Gegensatz zum *häßlichen* Deutschen, von dem im vergangenen Jahr so viel die Rede war. Was haben die drei an Qualitäten vorzuzeigen, die zu der Note „gut“ berechtigen? Ist es vielleicht der Umstand, daß sie überhaupt nicht in das überwiegend von negativen Eigenschaften beherrschte Klischeebild der Deutschen passen? Der Deutsche ist grausam, rechthaberisch, pingelig, protzig, er will alles bessermachen. Das sind allgemeine Klischeevorstellungen vom Deutschen. Und wenn dann Deutsche auftauchen, die nicht in dieses Klischee hineinpassen und wenn sie außerdem noch von ihren „häßlichen“ Landsleuten angegriffen und beschimpft werden, dann muß ja etwas Gutes an ihnen sein. So jedenfalls ließe sich erklären, warum ein Kanzler wie Willy Brandt im Ausland so ungeheuer populär war. Er war eben kein typischer Deutscher, so wie viele Ausländer sich einen typischen Deutschen vorstellen.

Die Debatte über den häßlichen Deutschen im Jahre 1977 wurde von der Kappler-Affäre und der Hitler-Welle ausgelöst und dann später von der Schleyer- und der Lufthansa-Entführung verstärkt. Hitler-Wellen hat es auch in anderen Ländern gegeben, wenn man darunter ein starkes publizistisches Interesse an der Nazizeit

versteht. Nur ist es etwas anderes, wenn das Interesse sich in Deutschland zeigt. Dann horcht das Ausland natürlich sofort auf. Ist der Faschismus wieder im Kommen in Deutschland?, fragt man sich besorgt. Und das ist eine verständliche Reaktion.

Die Terrorwelle das Aufsehen erregendste Thema

Die Terrorwelle war wohl das Aufsehen erregendste Thema des Jahres 1977 in der Bundesrepublik. Ob sich das 1978 wiederholen wird, weiß keiner. Die Frage, die sich Deutsche wie Ausländer stellen, heißt: Werden die Terroristen aufgeben oder werden sie weitermachen?

Für die Kampf-moral der Terroristen ist entscheidend, ob sie durch Terror das System verändern und verunsichern können. Verzichtet die Gesellschaft auf wesentliche demokratische Züge, bestärkt es die Terroristen in der Überzeugung, auf dem richtigen Wege zu sein. Das ist auch die entscheidende Frage bei der ganzen Diskussion über die Terroristenbekämpfung. Bisher zeichnet sich keine Einigung unter den politischen Parteien ab. Die einen wollen mehr Staat, mehr Effektivität in der Terroristenbekämpfung, die anderen meinen, der Schutz des Bürgers vor Justizirrtum müsse einen höheren Rang einnehmen. Es ist nicht meine Sache, dazu Stellung zu nehmen, was richtiger oder vernünftiger ist. Ich erwarte mit großer Spannung, wie es in diesem Jahr weitergehen wird. Ob sich die Zurückhaltung der Gesetzgeber fortsetzen läßt oder ob es zu einer Überreaktion kommt — etwa ausgelöst von neuen spektakulären Terroranschlägen.

Die Frage stellt sich also immer noch: Mehr Gesetz oder mehr Freiheit? Im Ernstfall muß man entscheiden, ob die Freiheit im Konfliktfall höher zu bewerten ist als die Effektivität der Terrorbekämpfung. Anders gesagt: Es kann der Fall eintreten, wo die absolute Staatsgewalt für den Bürger sehr viel gefährlicher ist als die Wahnsinnstaten politischer Fanatiker es je sein können. Ich sehe jedoch diese Situation noch nicht.

Die Suche nach den sogenannten Sympathisanten

Im vergangenen Herbst trat jedoch eine Entwicklung ein, die man als ausländischer Beobachter nur mit größter Sorge verfolgen konnte.

Nach den brutalen Terroranschlägen begann — etwas spät — die Suche nach den sogenannten geistigen Urhebern des Terrorismus. Und einige sonst sehr vernünftige Leute hatten sehr schnell die Verantwortlichen gefunden. Nach ihrer Meinung waren es die Sympathisanten — ein unheimlich dehnbare Begriff, der auch gedehnt wurde. Es dauerte nicht lange, da hatte eine große Partei eine Dokumentation zusammengestellt, die fast alle führenden Persönlichkeiten der gegnerischen Parteien in den Dunstkreis des Sympathisantentums rückte. In den

letzten Wochen hörte man nun nicht mehr so viel von dieser Sympathisantenhatz. Vielleicht haben diejenigen, die dahinterstehen, erkannt, daß sie den Bogen überspannt hatten.

Die Meistangegriffenen können jetzt ein wenig luftholen. Aber es geht ja in Wirklichkeit nicht um Brandt, Böll, Graß, Gollwitzer. Sie können sich verteidigen und tun es auch.

Es geht vielmehr um die namenlosen Tausende, Zehntausende von Lehrern, Professoren, Pädagogen, Studenten, Publizisten, Angestellten, alle die, die systemkritisch sind. Um sie geht es, und gegen sie ist wohl die unrühmliche Sympathisantenhatz gerichtet. Das sind Leute, die nicht unabhängig sind wie Böll und Graß, Leute, die ihren Job behalten wollen oder sogar noch einen suchen oder sich dafür ausbilden. Auf diese Leute wirkt eine solche Kampagne. Sie werden eingeschüchtert, mundtot gemacht. Ihre Ansichten ändern sich dabei nicht, nur kommen sie nicht mehr so deutlich zum Vorschein. Will man das? Und wird wirklich — wie es behauptet wird — nach den geistigen Ursachen des Terrorismus gesucht? Oder wird in Wirklichkeit mit dem politischen Gegner abgerechnet?

Was vermisse ich hier in der Bundesrepublik? Unter anderem etwas mehr Toleranz. Die geistige Intoleranz hat im vergangenen Jahr wieder einmal Triumphe gefeiert.

In der Terrorismusdebatte wird viel von Konfliktpädagogik und Konfliktlehre gesprochen. Und zwar in anklagender Form. Ich habe das nie richtig verstanden, weil alle Politik mit Konflikten zu tun hat. In einer demokratischen Gesellschaft wie in der Bundesrepublik kann man, Gott sei Dank, überall eingreifen, um Bestehendes zu verändern. Das ist legitim, genauso wie die Verteidigung des Bestehenden legitim ist. Aber es ist doch ein ständiger Konflikt, weil die Meinungen und Vorstellungen auseinandergehen.

Die Terroristen jedoch wollen nicht zulassen, daß die Meinungen und Vorstellungen auseinandergehen. Der Terrorist geht davon aus, daß sein Ziel das einzig richtige ist. Er oder sie fühlt sich absolut im Recht. Terrorismus ist Intoleranz, und deshalb, so meine ich, muß ihm Toleranz entgegengesetzt werden. Durch Beispiele und Vorbilder muß gezeigt werden, daß der Weg der friedlichen Veränderung der richtige ist. Die Politiker wären als erste aufgerufen, diese Vorbilder zu liefern, im Augenblick tun sie es nicht, jedenfalls nicht alle. Da fehlt es an Toleranz gegenüber den Meinungen des politischen Gegners, sei er Politiker oder Intellektueller.

Kritik des politischen Stils

Was besonders befremdet, ist der politische Stil. Er ist allzuoft durch Verleumdungen und Beleidigungen gekennzeichnet. Da wird „Lümmel“ gerufen,

und das ist noch sehr gedämpft. Schlimmer ist es, wenn dem Bundeskanzler HJ-Führer-Stil bescheinigt wird. Oder wenn dem CDU-Vorsitzenden aller Anstand abgesprochen wird. Das sind Aussagen, die registriert werden, im Inland wie im Ausland. Im Inland schaden sie dem Ansehen der Politiker und dadurch zwangsläufig auch dem Vertrauen in die vom Volke Gewählten. Und im Ausland schaden sie dem Ansehen der Bundesrepublik.

Und die Deutschen möchten doch so gerne angesehen bleiben, sie möchten geliebt werden. Und sie werden es nicht. Dieser schlechte Stil ist ein Zeichen für eine Tendenz, die seit langem von ausländischen Kritikern als ein urdeutsches Charaktermerkmal angesehen wird. Die Unfähigkeit, anderen geduldig zuzuhören, die Intoleranz.

Die totale Humorlosigkeit, sagte Heinrich Böll in einem Gespräch anlässlich seines 60. Geburtstages im Dezember. Man findet diesen schlechten Stil überall, nicht nur im Bundestag und in Zeitungsinterviews. Auch an den Universitäten, wo es ja vielerorts seit Jahren so ist, daß Andersdenkende überhaupt nicht zu Wort kommen können. Sie werden mit Pfeifkonzerten, faulen Eiern und sonstwas mundtot gemacht. Man fragt sich, wie unter solchen Umständen eine Verständigung möglich werden soll. Ich habe den Verdacht, daß diese Zügellosigkeit nur dazu da ist, die eigene Hilfslosigkeit zu vertuschen.

Die Vorliebe für Gesetze

Ein anderes deutsches Merkmal ist die Vorliebe für Gesetze. Die Deutschen besitzen einen sehr hohen Glauben an die Macht der Gesetze. Kaum taucht ein neues Problem auf, wird schon daran gearbeitet, das Problem durch ein neues Gesetz zu verbannen. Ein Engländer — der ein etwas anderes System gewohnt ist — hat gesagt: Wo es an „Common sense“ fehlt, muß eben ein Gesetz geschaffen werden. So wurde z. B. das Kontaktsperregesetz gemacht, ein Gesetz, das an der Realität in Stammheim und anderen Gefängnissen mit mutmaßlichen Terroristen meilenweit vorbeiging.

Jedes neue Gesetz bedeutet die Preisgabe eines Stückes Freiheit. Aber es hat natürlich den Vorteil, daß es dem einzelnen die Verantwortung, das Mitdenken abnimmt. Wenn alles bis ins Detail gesetzlich geregelt ist, braucht der Mensch nur zu funktionieren wie ein winziges Rad in einer Maschine. Die menschlichen Eigenschaften werden nicht gefördert, sondern unterdrückt. Und nicht ohne Folgen. Ich weiß, das ist etwas zugespitzt, aber ich werde an einem selbsterlebten Beispiel zeigen, was ich meine.

Im vergangenen Jahr machte ich für das dänische Fernsehen eine größere Dokumentarsendung über die Entwicklung in Deutschland und England seit 1945. Unter anderem besuchten wir die Bundesbank in Frankfurt, den großen Geldgeber Englands und Frankreichs, um den Präsidenten Otmar Emminger zu interviewen.

Herr Emminger, ein Mann mit Macht und Einfluß wie kaum ein anderer Bankdirektor in der Welt, war freundlich und zuvorkommend. Er ist ein Mann, von dem täglich Verantwortung und Denken verlangt wird.

Auf dem Parkplatz vor der schönen neuen großen Bundesbank regierte ein Sicherheitsbeamter. Als wir unseren Wagen in den Schatten stellten, kam er breitbeinig zu uns herüber und sagte: „Dahin!“ Wir sollten den Wagen in der Sonne parken, aus Sicherheitsgründen. Denn sonst stünde der Wagen zu dicht am Gebäude. Ich versuchte, dem Sicherheitsbeamten klarzumachen, daß die Filme in unserm Wagen die Hitze nicht gut vertragen würden. Er sagte nur: „Dahin! Ihre Argumente interessieren mich nicht! Ich habe meine Vorschriften!“ Immer noch höflich, sagte ich zu ihm: „Na ja, Vorschriften muß man ja beachten, da braucht man selber nicht mitzudenken.“ Worauf er mich anguckte, als käme er von einem anderen Planeten, und sagte: „Mitdenken? Ich bin nicht angestellt, um mitzudenken!“ Wir haben dann auch kein Mitdenken von ihm verlangt.

Das sogenannte „Berufsverbot“

Die Intoleranz und der Glaube an die Macht der Gesetze können unangenehme Folgen haben. Da ist das sogenannte Berufsverbot zu nennen. Intoleranz gibt es in allen Ländern, aber nicht überall wird sie gesetzlich verankert. In den meisten demokratischen Ländern wird das sogenannte Berufsverbot heimlich, inoffiziell praktiziert. In Deutschland aber muß daß unbedingt seine feste Ordnung haben. Also gibt es einen Radikalenerlaß.

Ich sehe wohl die spezifischen deutschen Hintergründe, die historischen und geopolitischen Erklärungen. Ich meine auch, daß die Kritik aus dem Ausland manchmal unfair gewesen ist, manchmal auch heuchlerisch. Aber es ist meine Überzeugung, daß der Radikalenerlaß mit allen seinen Folgen ein Unglück ist. Die Bundesregierung ist inzwischen davon abgerückt, aber das hindert nicht, daß der Erlaß in den einzelnen Bundesländern fleißig angewandt wird. Nahezu groteske Fälle passieren da. Das Verwaltungsgericht in Karlsruhe z. B. hat entschieden, daß ein ehemaliger Kommunist und Lehrer aus dem Dienst zu entfernen sei, während ein Angehöriger der rechtsradikalen NPD und Lehrer im Amt bleiben durfte. Die beiden Entscheidungen wurden innerhalb von vier Monaten vom gleichen Gericht unter dem gleichen Vorsitzenden getroffen.

Die Reaktion im Ausland auf solche Fälle ist heftig. Manchmal stecken unlautere Motive hinter dieser Reaktion. Aber es wäre falsch, die Kritik einfach als antideutsche Diffamierung abzutun. Es kommt vor, daß auch negative Kritik wohlbegründet und daß sie gutgemeint ist.

Die Deutschen als gefürchtete und unbeliebte Nachbarn

Ich glaube, daß die Deutschen sich für lange Zeit damit abfinden müssen, als zwar

geachtete und bewunderte, aber eher gefürchtete und ungeliebte Nachbarn zu gelten. Ich habe auch meine Zweifel, ob es jemals viel anders sein wird. Ich kann mir vorstellen, wie einem jungen Deutschen zumute ist, der arglos ins Ausland reist und dort völlig unvorbereitet mit antideutschen Gefühlen konfrontiert wird. Ich habe manchen jungen Deutschen erlebt, der sich darüber aufregte, daß ihm etwas vorgeworfen wurde, was er schon auf Grund seines jungen Alters nicht verschuldet haben konnte und daß er sich nahezu entschuldigen mußte, ein Deutscher zu sein. Solche Erlebnisse können Bitterkeit und Feindseligkeit erzeugen. Graß sprach von einer Gegenreaktion. In manchen Ländern ist die kritische Haltung gegenüber Deutschland aus verständlichen Gründen besonders stark.

Verantwortliche deutsche Politiker haben erkannt, daß es keinen Zweck hat, diese Tatsache zu leugnen, sondern daß es klüger und erfolgversprechender ist, sich dieser Situation offen und mit Selbstsicherheit zu stellen. Das erweckt Respekt, wie z. B., als der Bundeskanzler im Vernichtungslager Birkenau die Polen daran erinnerte, daß die ersten Opfer des Hitler-Faschismus Deutsche waren. Es gehörte Mut und Selbstvertrauen dazu, das an der Stelle zu sagen.

1977 — das Jahr des „häßlichen Deutschen“

Zusammenfassend muß man sagen, daß das Jahr 1977 das Jahr des „häßlichen Deutschen“ war — um es etwas vereinfacht auszudrücken. Es war eben zuviel Negatives aus Deutschland zu berichten, als daß das Gesamtbild hätte positiv ausfallen können.

Die weniger auffälligen positiven Seiten der bundesdeutschen Gesellschaft sind in der Berichterstattung zu kurz gekommen, das muß ich zugeben. Die positiven Seiten existieren weiter, und ich würde meinen, sie überwiegen. Wer von der Bundesrepublik behauptet, sie sei ein faschistischer Polizeistaat — was ja ernsthaft behauptet wird — der ist entweder dumm oder schlecht informiert. Aber unangenehme Tendenzen gibt es. Die Bundesrepublik ist ein Staat voller Widersprüche.

Wenn man in Deutschland lebt, erlebt man diese Widersprüche fast täglich. Deutschland ist nicht nur Effektivität, Autorität, Fleiß, Großspurigkeit und Intoleranz, Deutschland ist auch Demokratie, Geist, Unordnung — ja, sogar Schlamperei.

Die Widersprüchlichkeit zeigte sich deutlich bei zwei Ereignissen im Oktober des letzten Jahres. Zwei Ereignisse, die unmittelbar nacheinander eintrafen und unmittelbar miteinander zu tun hatten. Die geglückte Befreiungsaktion von Mogadischu war das erste Ereignis. Es zeigte die Deutschen als gründlich in der Vorbereitung und effektiv in der Ausführung eines Beschlusses. Es bestätigte das gängige Klischee. Das zweite Ereignis waren die Selbstmorde von Stammheim

wenige Stunden später. Sie brachten eine Schlamperei zutage, die man den Deutschen gar nicht zutraute. Die Zustände in Stammheim waren so unverständlich, daß die allzu eifertig vorgebrachten offiziellen Erklärungen unglaublich wirkten. Und es entstand blitzschnell der Mythos vom Mord in Stammheim. Die Schlamperei paßte nicht ins Deutschlandbild. Der Mord schon eher. Dem einen paßte die Mordtheorie aus politischen Gründen, dem anderen bestätigte sie seine Vorurteile. Heute glauben wohl nur noch wenige an die Mordtheorie. Aber die spontane Reaktion im Ausland auf Stammheim zeigte, wie stark Vorurteile das Urteil beeinflussen.

Die Aufgabe eines ausländischen Korrespondenten in der Bundesrepublik muß es deshalb sein: die Vorurteile abzubauen durch sachliche Berichterstattung, und dazu gehört die Kritik.

ES WIRD IMMER VERKEHRT SEIN ...

Die Deutschen können sein und machen, was und wie sie wollen — es wird immer verkehrt sein. Ihnen bleibt offenbar nur die Wahl, zu verzweifeln oder sich eine Hornhaut am ganzen Körper — Augen und Ohren besonders — wachsen zu lassen. Gerade diejenigen, mit denen sie in Freundschaft leben möchten, sind ihre strengsten und keineswegs immer gerechten Richter. Mag sein, daß sie als politische und wirtschaftliche Stimme des westlichen Völkerkonzerts Respekt und Anerkennung finden, Achtung oder gar Freundschaft bleiben ihnen versagt. Sie können machen, was sie wollen ... Deutsche sind in diesem Zusammenhang immer die Westdeutschen, die Bewohner der Bundesrepublik.

„Der Nordschleswiger“ in einer Besprechung der Vorträge zum Bilde des „häßlichen Deutschen“ anläßlich der Jahrestagung des BdN in Sankelmark.

Von den Schatten der Vorzeit verfolgt

Eine subjektive Meinung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Minderheit in Nordschleswig

*Das Jahr des „häßlichen Deutschen“ hat in Nordschleswig seine regionale Variante in der Form des ungeliebten „Heimdeutschen“ gehabt. Siegfried Matlok, der verantwortliche Redakteur des „Nordschleswiger“, hat sich in einem umfangreichen Artikel für „Jydske Tidende“ — also für vornehmlich dänische Leser — mit diesem Phänomen auseinandergesetzt. Wir bringen nachstehend die Teile seines Aufsatzes, die im Zusammenhang mit dem Generalthema dieses Heftes für unsere Leser von besonderem Interesse sind.
(Die Red.)*

Jahrhundertlang sind das Grenzland und seine Minderheiten Spielball der Außenpolitik gewesen. Die Minderheiten haben ihre Möglichkeiten oft in einer Spannungssituation gesehen, die den großen Vorteil hatte, daß man sich leicht als Deutscher oder als Däne markieren konnte. Heute, nach den Minderheitenerklärungen von 1955, nach dem Beitritt der Bundesrepublik zur Nato und Dänemarks Mitgliedschaft in der EG, ist es, wie Niels Bøgh-Andersen einmal gesagt hat, „schwer, weil es so leicht ist, Däne [oder Deutscher] zu sein“.

Die Minderheiten haben keine Berechtigung, nur weil sie vorhanden sind, aber sie haben heute in unserem Grenzland die historische Chance, zu beweisen, daß sie auch in einer entspannten Situation leben können, d. h. daß sie keines Gegensatzverhältnisses bedürfen, um ihre Identität bewahren zu können. Dies bedeutet nicht den Wunsch, daß unser Grenzland doppelt so tot wird wie Chicagos Friedhof, im Gegenteil: das setzt einen offenen Dialog zwischen dänisch und deutsch voraus, eine Konkurrenz der kulturellen Angebote. Aber dieser Wettstreit in der friedlichen Koexistenz sollte auf der Basis der Toleranz und nicht der Verdächtigungen geschehen, so wie wir es in letzter Zeit haben erleben müssen, wenn „dänische Familien“ namentlich herausgestellt werden, weil sie — nationaler Verrat? — es wagen, ihre Kinder in einen deutschen Kindergarten oder eine deutsche Schule zu schicken, oder wenn z. B. ein Polizeimeister schon in der Tatsache, daß viele deutsche Personenwagen vor „dänischen Heimen“ halten, eine „deutsche Gefahr“ sieht. Die Gesinnung im Grenzland muß frei sein, sowohl südlich als auch nördlich der Krusau.

Die Heimdeutschen — zehn Prozent der Bevölkerung Nordschleswigs

Wer sind nun diese Heimdeutschen, die gewisse Kreise, die im übrigen die dänische Arbeit südlich der Grenze unterstützen, quasi als Schandfleck für Dänemark empfinden oder die andere unter Denkmalschutz gestellt sehen möchten, um so die Eigenart des Grenzlandes und nicht zuletzt seinen kulturellen Reichtum zu wahren. Nach Angaben des Deutschen Generalsekretariats machen die Heimdeutschen, der Ausdruck wurde im 18. Jahrhundert als Schimpfwort geprägt — warum nicht nur von dänischen und deutschen Nordschleswigern sprechen? — etwa zehn Prozent der gesamten nordschleswigschen Bevölkerung aus, immer noch mit einem „Kraftzentrum“ um das Gebiet Tingleff-Tondern-Hoyer-Lügumkloster. Wir kennen ja alle den einen oder anderen Heimdeutschen, unseren guten Nachbarn, der uns das Skatspielen gelehrt hat oder der vielleicht sogar verursacht hat, daß die öffentliche Wertfestsetzung unseres Grundstückes oder Hauses besonders hoch ausgefallen ist. Das wird jedenfalls in der Gegend von Lügumkloster erzählt, wo Harro Marquardsen wohnt. Nichtsdestoweniger ist das Gesamtbild der Heimdeutschen negativ — oder deckt sich die veröffentlichte Meinung nicht mit der öffentlichen?

Eine statistische Erhebung von Professor Sievers, Kiel, unter den Mitgliedern des Bundes Nordschleswiger zeigte, daß sechzehn Prozent der Mitglieder sich der Arbeiterklasse zugehörig fühlen, während es laut einer ähnlichen Untersuchung aus Århus, bezogen auf die gesamte nordschleswigsche Bevölkerung, fünfunddreißig Prozent sind. Siebenundsiebzig Prozent fühlen sich zur Mittelklasse gehörend (einundsechzig Prozent bezogen auf ganz Nordschleswig), vier Prozent fühlen sich zur Oberklasse gehörend (zwei Prozent für ganz Nordschleswig).

Plattdänisch (Sønderjysk) ist die neutrale Sprache

Vom Wirtschaftlichen her gesehen zeigt sich, daß die Heimdeutschen nur in den niederen Einkommensgruppen unterrepräsentiert sind, ansonsten in etwa dem Gesamtbild in Nordschleswig entsprechen. Interessanter ist ein sprachlicher Aspekt. Dreiundsechzig Prozent der befragten BdN-Mitglieder gaben an, daß sie Plattdänisch als Haussprache benutzen, dreiunddreißig Prozent gaben Hochdeutsch und nur fünf Prozent Hochdänisch als Haussprache an. Einer antwortete, daß er mit seinem Onkel in Hönsnap plattdänisch spreche, dagegen deutsch mit seiner Tante in Tingleff. Sind die Heimdeutschen also Soziolektiker, wie die Sprachforscher heute diejenigen Menschen nennen, die Dialekt sprechen und nach deren Aussagen aus niederen sozialen Schichten kommen? Wohl kaum. Plattdänisch ist die neutrale Sprache, die dänische und deutsche Nordschleswiger zusammen sprechen, wenn sie sich treffen, ohne dabei ihre nationale Identität aufgeben zu müssen.

Nicht nur reichsdänische Schulklassen, die den „Nordschleswiger“ besuchen,

fragen: „Warum ziehen die Heimdeutschen nicht nach Deutschland, wenn sie das Deutsche so gerne mögen?“ „Weil die meisten von ihnen mehr Heimatrecht als manche Dänen haben“, antwortet man und weist darauf hin, daß es einige Verwunderung hervorrufen würde, wenn man eines Tages einfach eine Stadt wie Apenrade von der Landkarte Dänemarks streichen würde. „Was meint ihr über Hitler“, ist nicht nur eine Frage, die ein Mitarbeiter des dänischen Rundfunks Schülern des Deutschen Gymnasiums in Apenrade vorhält. „Unterstützt ihr Franz Josef Strauß?“ fragt ein Mann aus Rothenkrug.

„Aber das sind ja gar keine Kannibalen“

Auf eine Frage, ob sie jemanden aus der deutschen Minderheit kenne, wartete ein junges Mädchen aus Sonderburg einen Augenblick, ehe sie antwortete: „Nein, nicht unmittelbar. Aber ich kenne einen jungen Mann, der ist so höflich, daß er bestimmt die deutsche Schule besucht haben muß.“ Aber es gibt auch andere Definitionen der deutschen Minderheit. Als ein junger Mann auf Alsen einmal gefragt wurde, was er sich unter der deutschen Minderheit vorstelle, antwortete er: „Das müssen diejenigen sein, die täglich mehrfach über die Grenze zum Einkauf nach Deutschland fahren, um die dänische Wirtschaft zu zerstören.“ Der Sohn eines bekannten dänischen Südschleswigers sagte spontan nach seinem ersten Treffen mit einem gleichaltrigen deutschen Nordschleswiger: „Aber Vater, das sind ja gar keine Kannibalen.“

Oder wie ein kommunistischer Folketingsabgeordneter in der Debatte über die dänische EG-Mitgliedschaft sagte: „Allein die Tatsache, daß die Konservativen und die Heimdeutschen für die EG sind, ist Grund genug für mich, daß ich dagegen bin.“ Die Heimdeutschen als Fünfte Kolonne? Nein, die deutsche Minderheit ist die vierte Volksgruppe innerhalb des dänischen Reiches, wo Dänen, Färing, Grönländer und Deutsche leben.

Eine einzigartige Entwicklung seit 1945

Aus der Sicht eines jungen Menschen, der nicht selbst die Hitlerzeit miterlebt hat, aber als Schüler einer dänischen Schule in Deutschland als „Dänenspeck“ beschimpft wurde, hat sich seit 1945 eine einzigartige Entwicklung im Grenzland vollzogen. Von einem Gegeneinander nach dem Kriege sind wir über ein Nebeneinander in den sechziger Jahren zu einem Miteinander in den siebziger Jahren gekommen, wo — wie es der stellvertretende Hauptvorsitzende im Bund deutscher Nordschleswiger, Dieter Wernich, einmal ausgedrückt hat, die Heimdeutschen in ihrer Art oft ebensoviel mit ihren dänischen Landsleuten gemeinsam haben als mit den Deutschen auf der anderen Seite der Grenze. Einen Status der deutschen Minderheit von 1945 bis heute kann man natürlich nicht machen, ohne einen Blick zurück in die Geschichte zu werfen, die vielfach

noch die Minderheit als ein Schatten der Vorzeit verfolgt. Wie war diese Vorzeit? Ohne Historiker zu sein und ohne eine wissenschaftliche Analyse der Verhältnisse während der Besatzungszeit in Dänemark zu geben, werde ich versuchen, meinen persönlichen Eindruck widerzugeben. Nach der Volksabstimmung im Jahre 1920, die ja eine deutsche Mehrheit in den Städten wie Apenrade, Sonderburg und Tondern ergab, aber nach deutscher Auffassung von fehlender Chancengleichheit geprägt war, tauchte der Nationalsozialismus auf. Während der Nationalsozialismus südlich der Grenze 1932 seine größten Triumphe feierte, spielte er zu Anfang nördlich der Grenze und innerhalb der deutschen Minderheit keine Rolle. Der schwedische Historiker Sven Tägil, der ein Buch über Deutschland und die deutsche Minderheit geschrieben hat, stellt fest und unterstreicht, daß erst die von schleswig-holsteinischen Nationalsozialisten in Gang gesetzte Kampagne gegen die Grenze Gehör in der deutschen Minderheit fand, deren Mehrheit danach die volkliche Loyalität höher setzte als die staatliche. Nach vielen Gesprächen mit Heimdeutschen, die diese Zeit miterlebt haben und die sich z. B. freiwillig für den deutschen Wehrdienst gemeldet haben, scheint es mir, als ob die Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volk das Zentrale war und daß die nationalsozialistische Gemeinschaft erst später zu dieser gefährlichen doppelten Parallelität führte, volklich und ideologisch. Es besteht kein Zweifel daran, daß die führenden Personen der deutschen Minderheit im Hitlerdeutschland eine Chance für eine Grenzrevision sahen und daß man deshalb auch mit verschiedenen Mitteln, die später u. a. „Gehässigkeiten“ genannt wurden, den offiziellen Instanzen in Deutschland gegenüber den Eindruck erwecken wollte, daß die Minderheit unter schlechten Verhältnissen lebe und deshalb Grund genug dafür bestehe, „heim ins Reich“ zu kommen. Als der dänische Naziführer Fritz Clausen kurz nach der Besetzung Dänemarks in der deutschen Gesandtschaft in Kopenhagen den Presseattaché Gustav Meissner traf, sagte Clausen, als Meissner ihm die Gedanken einer Grenzrevision vorgelegt hatte: „Keine Grenzänderung. Wenn es absolut notwendig ist, dann nehmt doch Lolland-Falster“, was Meissner zur Antwort veranlaßte: „Nicht so laut, die sind imstande, es zu tun.“

Hitler gegen eine Grenzverschiebung

Bei Adolf Hitler fand der Gedanke einer Grenzverschiebung kein Interesse. Gauleiter Lohse hat nach 1945 bei den Verhören zu diesem Punkt ausgesagt, daß er diese Frage zweimal mit dem Führer erörtert hätte, dieser aber drei Gründe angeführt habe, warum er keine Grenzverschiebung wünsche:

1. Deutschland besitzt Flensburg, das nicht zuletzt für die Marine große strategische Bedeutung hat. Mit anderen Worten: Wenn Flensburg 1920 zu Dänemark gekommen wäre, hätte die Gefahr einer Grenzverschiebung

bestanden.

2. Nordschleswig hat keine Rohstoffe.

3. Eine Grenzverschiebung würde mit seinen Theorien über die nordische Rasse und mit seinem Wunsch zur Schaffung seines „Großgermanischen Reiches“, das auch die skandinavischen Länder umfassen sollte, kollidieren. Hitler wollte auch keine große dänische Minderheit innerhalb seiner Grenzen haben.

Die leitenden Personen und die Mitglieder der deutschen Minderheit haben meiner Ansicht nach nicht nur den Fehler begangen, an die Botschaft vom Süden zu glauben, sondern auch den Fehler, daß sie an die Äußerungen der dänischen Regierung über die deutschen Intentionen glaubten. Viele junge Heimdeutsche meldeten sich als Frontfreiwillige zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind, den Kommunismus, wozu der heimdeutsche Folketingsabgeordnete Jens Möller 1941 auf Christiansborg erfuhr, daß ihr Einsatz später von dänischer Seite gewürdigt werden würde. Ein Einsatz, den viele von ihnen nicht als eine Handlung gegen Dänemark, sondern als einen Dienst für Dänemark verstanden und mit dem Tod bezahlten. Daß die Verhältnisse im Grenzland nicht die schlimmsten im Lande waren, wie man auf dem Hintergrund der Forderung nach einer Grenzrevision annehmen mußte, zeigt die Tatsache, daß die Sabotage nach dem Ausnahmezustand 1943 in Nordschleswig bei weitem nicht den Umfang hatte wie im übrigen Land.

Keiner will bestreiten, daß es auch innerhalb der deutschen Minderheit einzelne Menschen gab, die die Prinzipien der guten Nachbarschaft beiseitesetzten, Menschen, die im Nationalsozialismus eine Chance für eine Karriere sahen, die sie unter normalen Verhältnissen kaum hätten machen können. Aber im Interesse der Wahrheit gehört auch zum Bild der deutschen Minderheit, was einer der leitenden dänischen Polizeibeamten der Rechtsabrechnung mir gesagt hat: „Es ist falsch, die deutsche Minderheit und ihre Führer als Verbrecher zu bezeichnen. Die damalige Führung der Minderheit hat oft für dänische Landsleute interveniert, und ich kenne keinen Fall, wo ein Heimdeutscher einen dänischen Nachbarn in ein Konzentrationslager geschickt haben soll.“ Im Gegenteil. Personen wie Pastor Beuck brachten von der Kanzel ihre Mißbilligung der Nazimethoden zum Ausdruck. Sogar von dänischer Seite wird erkannt — u. a. von dem früheren Richter am obersten Gerichtshof Jörgen Trolle — daß die Rechtsabrechnung nach dem Kriege ein Schandfleck für die dänische Rechtstradition gewesen ist. Von dänischer Seite wurden große Fehler begangen. Wohl gelang es dem früheren Minister Frode Jakobsen nicht, seine Forderung durchzusetzen, daß jedes Mitglied der Nazipartei inhaftiert werden sollte, was quasi die Inhaftierung fast der gesamten deutschen Minderheit bedeutet hätte. Aber das Gesetz mit rückwirkender Kraft traf dennoch etwa jeden zehnten, der der deutschen Minderheit angehörte.

Die Forderung nach Vergeltung

Von dänischer Seite wird behauptet, daß es „das kleinere Übel“ war und daß ein Blutbad nicht hätte verhindert werden können, wenn man nicht die Forderung der Bevölkerung nach Vergeltung honoriert hätte. „Die nationale Gesinnung hätte nie bestraft werden dürfen“, erklärte der frühere Folketingsabgeordnete der sozialistischen Volkspartei, Henning Philipsen, in einem Interview im März 1976. Aber nichtsdestoweniger wurden etwa 3500 Heimdeutsche betroffen, wovon viele ohne Begründung verhaftet wurden, viele auf der Grundlage eines Gesetzes verurteilt wurden, das ihre Kriegsteilnahme mit rückwirkender Kraft zu einer kriminellen Handlung machte, und einige waren z. B. 15 Monate inhaftiert, obwohl sie nur zu 12 Monaten verurteilt worden waren.

Wenn man heute von dänischer Seite davon spricht, daß die Heimdeutschen nie ihre Vergangenheit bewältigt haben, besteht Grund, folgendes festzustellen: Der sogenannte „Hadersiebener Kreis“ hatte schon 1943 Kontakte zur dänischen Seite, um ein neues Vertrauensverhältnis aufzubauen. Das resultierte darin, daß der Bund deutscher Nordschleswiger 1945 gegründet wurde, u. a. mit der Zielsetzung, daß die Grenze anerkannt wurde und daß alle Heimdeutschen ungeachtet ihrer Vergangenheit dieser Organisation beitreten konnten, wenn sie für die demokratischen Ideale dieser Organisation arbeiten wollten.

Die dänische Kritik richtet sich besonders dagegen, daß die deutsche Minderheit nicht mit ihren eigenen „Verbrechern“ abgerechnet hat. Aber das ist falsch. Der erste Chefredakteur des „Nordschleswigers“, Ernst Siegfried Hansen, schrieb 1946 eine Artikelserie „Fluch der Maßlosigkeit“, die eine klare Abrechnung mit dem Nationalsozialismus war und dem Blatt ca. 2000 Abonnenten kostete. Die Abrechnung war allerdings ein Balanceakt. Die neuen leitenden Personen der Minderheit standen vor der wichtigen Aufgabe, den völligen Zusammenbruch der Minderheit zu verhindern. Die Situation im Faarhus-Lager zeigte auf jeden Fall, wie es hätte gehen können, wenn diese Operation nicht sorgfältig und Schritt für Schritt vorgenommen worden wäre. Der Zorn über die Rechtsabrechnung, die viele Unschuldige traf, führte u. a. zur Stiftung des „Faarhus-Vereins“, eines Vereins, der absolut nicht mit dem offiziellen Kurs einverstanden war, sondern der einen viel härteren Kurs den Dänen gegenüber wünschte. Daß die Minderheit nicht gespalten wurde und daß die „Extremisten“ nicht die Oberhand bekamen, obwohl durch viele Aktionen von dänischer Seite, u. a. der in Lügumkloster, die Grundlage dafür geschaffen wurde, ist in Wirklichkeit das Verdienst der deutschen Minderheit nach 1945. Es ist, wie es einmal jemand ausgedrückt hat, zwischen Heimdeutschen und Dänen kein Blut vergossen worden. Aber wenn die Dänen heute immer noch nach der „internen Rechtsabrechnung“ fragen oder wenn einige Dänen immer noch versuchen, die deutsche Minderheit als nazistisch zu

verdächtigen, dann muß einem wohl die Frage erlaubt sein: „Wünscht man vielleicht, daß die Heimdeutschen jeden Tag in Richtung Faarhus auf die Knie fallen und um Vergebung bitten sollen?“ Sind dreißig Jahre demokratischer Arbeit kein Beweis?

Es gibt keine Kollektivschuld

Aber es gibt auch heute noch eine gemeinsame Verantwortung der Geschichte gegenüber. Wenn man z. B. die Artikel über Staatsminister Scavenius in Verbindung mit seinem 100jährigen Geburtstag gelesen hat, wo er, der nach dem Krieg fast als dänischer Quisling angesehen wurde, heute fast als einer der größten dänischen Staatsmänner gelobt wird, würde es sehr interessant sein, die zukünftige Geschichtsschreibung über die Besetzung Dänemarks und die Haltung der deutschen Minderheit von 1933—1945 zu sehen.

In den ersten zehn Jahren nach 1945 war es die wichtigste Aufgabe für die deutsche Volksgruppe, die Probleme zu lösen, die den Mitgliedern und Organisationen der Minderheit durch die Rechtsabrechnung entstanden waren. Die entscheidende Änderung im dänisch-deutschen Verhältnis trat 1955 ein. Nachdem Kiel und Bonn die Sperrklausel gegenüber der parlamentarischen Vertretung der dänischen Minderheit aufgehoben hatten, während es den Heimdeutschen nicht gelang, gleichzeitig dasselbe zu erreichen, war der Weg frei für die deutsche Nato-Mitgliedschaft und damit für die Abgabe der Minderheitenerklärungen von Kopenhagen und Bonn. Obwohl diese Erklärungen zu dem Zeitpunkt nicht viel Rückhalt in der Bevölkerung hatten, zeigte es sich, daß diese Erklärungen, die letzten Endes von außenpolitischen Interessen (Kalter Krieg) diktiert waren, langsam zu einer Normalisierung zwischen dänisch und deutsch in Nordschleswig und zwischen deutsch und dänisch in Südschleswig führten. Diese positive Entwicklung ist mit den Jahren gefestigt worden. Obwohl die deutsche Minderheit 1964 trotz eines Stimmenzuwachses ihr Folketingsmandat (Hans Schmidt - Oxbüll) verlor, ist das Verhältnis im Grenzland heute so entspannt, daß der CDU-Politiker Heinrich Windelen vor kurzem sogar vorschlug, das dänisch-deutsche Modell als Grundlage für eine Lösung des deutsch-polnischen Problems anzuwenden.

Integration und Identität

Die kontinuierliche Politik der deutschen Volksgruppe ist nach 1955 von zwei Begriffen bestimmt: Integration und Identität. Es ist eine schwere Aufgabe für eine Minderheit, sich in den dänischen Staat zu integrieren und gleichzeitig ihre deutsche Identität und den Kontakt zum deutschen Muttervolk aufrechtzuerhalten. Eine Aufgabe, die nicht leichter geworden ist, seit Dänemark 1972 der EG beigetreten ist, wobei die Mitglieder der deutschen Minderheit mit über neunzig

Prozent für die dänische Mitgliedschaft stimmten. Eine Entscheidung, die rein nationalpolitisch gesehen absolut nicht den Interessen der deutschen Minderheit gedient hat. Es ist in dieser Verbindung ja auch bemerkenswert, daß führende dänische Südschleswiger mit Karl Otto Meyer an der Spitze praktisch dafür arbeiten, daß Dänemark wieder aus der EG austritt.

In mancher Hinsicht hat man in der deutschen Minderheit jedenfalls die Wirkungen der Mitgliedschaft in der EG falsch beurteilt. Einige vertraten die falsche Auffassung, daß es jetzt gleichgültig sei, ob dänisch oder deutsch, denn jetzt sei man ja Europäer. Dabei sind die erwünschten wirtschaftlichen Auswirkungen, z. B. Ansiedlung deutscher Industrie in Nordschleswig, vollständig ausgeblieben.

Was ist nun die deutsche Minderheit heute?

Mit welchen Problemen hat sie heute zu kämpfen? Nun, lassen Sie uns einmal einen Vergleich mit Südschleswig ziehen. Die deutsche Minderheit leidet heute noch unter dem „verlorenen Krieg“, während für die dänische Minderheit südlich der Grenze nach 1945 eine Alternative bestand: nordische, demokratische Lebenshaltung aus dem Land, „wo Milch und Honig fließt“. Rein psychologisch hat die dänische Minderheit einen Vorsprung gehabt, von dem sie noch jetzt profitieren kann.

Es ist modern in Südschleswig, dänisch zu sein. Selbst hundertprozentige deutsche Familien senden ihre Kinder in den dänischen Kindergarten, keiner regt sich darüber auf. Auch nicht, wenn man von dänischer Seite eine schriftliche Erklärung verlangt, daß diese Kinder auch in die dänische Schule geschickt werden. Diskriminierung? — im Gegenteil, wenn man z. B. an den aktuellen Fall in Flensburg - Kupfermühle denkt, wo die SPD in Schwierigkeiten kam, weil sich einige dänischgesinnte Frauen für die Sozialdemokratie aufstellen ließen. Und in Nordschleswig? Protest, Provokation, wenn eine deutsche Schule auf dänisch nur wirbt für sich. Selbstverständlich besteht in Nordschleswig Chancengleichheit nach dem Gesetz, aber wie sieht es in der Wirklichkeit aus? Wirklichkeit ist, daß ein Heimdeutscher, der Kriegsteilnehmer war, kein Reservepostbote werden konnte. Ob hier jemand an „Berufsverbot“ denkt? Die versteckte Diskriminierung, oder besser gesagt: die Angst vor ihr, macht sich in Nordschleswig immer noch bemerkbar. Vor einiger Zeit, in Verbindung mit der Diskriminierungsdebatte bezüglich des staatlichen Grund- und Bodenausschusses, wurde ich von einem Mann angerufen, der eine hohe Stellung in einem nordschleswigschen Betrieb hat. Ihm hatte man gesagt, daß er seine Stellung verlieren würde, wenn er seine Kinder in die deutsche Schule schicke, aber die Firma sei bereit, einen Lehrer für privaten Deutschunterricht zu bezahlen. „Verstehen Sie mich doch“, sagte der Mann — und man versteht.

Wenn ein Heimdeutscher Soldat gewesen ist, dann ist er Nazist. Wenn ein

dänischer Südschleswiger deutscher Soldat gewesen ist, dann ist er „gezwungen“ gewesen, wird aber heute selbstverständlich als Demokrat respektiert. Ein Heimdeutscher hat einmal gesagt: „Wenn ein Mann vor dreißig Jahren wegen Mordes verurteilt wurde, darf man ihn heute nicht mehr als Mörder bezeichnen, aber bei uns gibt es offenbar keine Grenzen. Nein, es wäre leichter gewesen, man wäre Christianianer, Transvestit oder Serbokroate in Dänemark.“

Die antideutsche Stimmungswelle, die ab und zu über das Land rollt in Verbindung mit NPD, Berufsverbot, Baader-Meinhof, Strauß, EG, trifft nicht zuletzt auch die deutsche Minderheit. Es ist nicht immer leicht, Deutscher zu sein, aber es ist oft doppelt schwer, Heimdeutscher zu sein, der, wenn er das Deutsche verteidigt, immer gleich mit allem identifiziert wird.

Die niedrige Toleranzschwelle

Ehrlich gesagt, man wundert sich, man ist enttäuscht. Wenn „Der Nordschleswiger“ über die deutsche *Volksgruppe* schreibt, dann ist er nazistisch, weil die Nazis den Begriff „Volksgruppe“ erfanden. Wenn „Der Nordschleswiger“ kritisiert, daß ein junger Freizeitpädagoge in einem Kinderbuch Gewalt predigt, wird einem gleich das „Berufsverbot“ vorgehalten. Wenn „Der Nordschleswiger“ schreibt, daß die Bundesbank in Frankfurt auf Grund unserer Zahlungsbilanz großen Einfluß auf die dänische Wirtschaft hat, wird einem gleich vorgehalten, daß die Deutschen nun wieder über Dänemark bestimmen wollen.

Auf beiden Seiten gibt es bedauerliche Tendenzen. Aber das, was einen am meisten wundert, ist die niedrige Toleranzschwelle. Das verdeutlicht auf jeden Fall, daß wir — sowohl Dänen als Deutsche — noch weit vom Ziel entfernt sind. Zum Beispiel hat es meinem hochrespektierten Geschichtslehrer Christian Stenz, Apenrade, mißfallen, daß Erhard Jacobsen in Verbindung mit seiner Zusammenarbeit mit der Schleswigschen Partei von dem „verklemmten Dänentum“ gesprochen hat. Ja, aber in welcher Verbindung? Nachdem man ihn z. B. in anonymen Telefonanrufen als Nazischwein bezeichnet hat und ihn als Adolf Hitler karikiert hat. Hans Haarder, Leiter der Volkshochschule Rønshoved, die ja eigentlich ein Ausdruck geistiger Freizügigkeit sein sollte, hat sich nun bald jahrelang nicht beruhigen können, weil Erhard Jacobsen und René Brusvang in Tingleff auf einer deutschen Veranstaltung deutsch sprachen. Dabei ist Tatsache, daß Erhard Jacobsen nur deutsch auf deutsche Fragen aus dem Saal antwortete, und daß René Brusvang nach einer dänischen Einleitung auf dem Deutschen Tag nur deshalb deutsch sprach, weil ein Teil der Gäste Dänisch nicht verstehen konnten.

Trotzdem wird niemand behaupten wollen, daß die offizielle dänische Minderheitenpolitik nicht liberal sei. Aber man kann manchmal seine Zweifel bekommen, wenn man die Wirklichkeit sieht.

Zur Zusammenarbeit und guter Nachbarschaft bereit

Die deutsche Minderheit ist weiterhin bereit, den Weg der Zusammenarbeit und guten Nachbarschaft zu gehen. Es gibt keinen Weg ohne Dornen, aber es gibt einen Weg, den deutsche und dänische Nordschleswiger gemeinschaftlich gehen können im Interesse und zum Wohle für unsere gemeinsame Heimat. Es besteht kein Wunsch, die nationalen Grenzen zu eliminieren. Europa kann, wie es im Grundsatzprogramm der Schleswigschen Partei heißt, nur verwirklicht werden, wenn Dänen und Deutsche frei und gleichberechtigt ihre eigene volkliche Identität bewahren können. Verschiedene nationalpolitische Auffassungen müssen miteinander ringen können auf der Grundlage von gegenseitigem Respekt, ohne den Gegner verdächtigen zu wollen.

Utopie - und Wirklichkeit?

Untraditionelle Gedanken eines Dänen über die endliche Heimkehr Südschleswigs zum dänischen Vaterland

*Während die deutschen Nordschleswiger den Wunsch nach einer Veränderung der Grenze von 1920 grundsätzlich auf gegeben haben und sich bemühen, unter Wahrung ihrer volklichen und kulturellen Identität sich in den dänischen Staat zu integrieren — und die Südschleswiger, soweit sie dänisch gesinnt sind, dieses in der Praxis, nicht der Theorie, gegenüber der Bundesrepublik auch tun, gibt es doch noch „untraditionelle Gedanken“, die von einer künftigen „Genforening“ mit dem alten Vaterlande träumen. Es erscheint charakteristisch, daß „Flensborg Avis“, schwankend zwischen Utopie und Wirklichkeit, diese Gedanken ohne irgendeinen Kommentar gebracht hat. Nachstehend der Text des Aufsatzes in deutscher Übersetzung.
(Die Red.)*

Für den Schreiber dieser Zeilen ist die Rückkehr Südschleswigs [des heutigen Landesteils Schleswig] nach Dänemark kein utopischer Gedanke, dem in Wirklichkeit der Hintergrund fehlt. Vielmehr schiene es mir ein Ausdruck unglaublicher Flucht aus der Wirklichkeit zu sein, wenn es Menschen gäbe, die der Auffassung sind, daß Südschleswig ein Teil Deutschlands bleiben könne. Aber auf der anderen Seite ist es klar, daß sich die Wiedervereinigung Südschleswigs mit Dänemark verzögern und durch die hoffentlich kleine Zahl von Menschen erschwert werden kann, die nicht begriffen hat, daß Südschleswig im Begriff ist, zu Dänemark zurückzukehren.

Will man umgekehrt den Weg zurück so kurz wie möglich und ohne unnötige Verspätungen machen, müssen wir uns die Bedingungen für die Rückkehr Südschleswigs klarmachen, ebenso wie wir uns vorstellen müssen, wie dies geschehen wird und — vielleicht das Wichtigste — in welcher Stimmung es geschehen wird. Diese Dinge berühren sich in solchem Grade, daß die Bedingungen, die Art und Weise und die Stimmung in der Realität eins werden. Die beiden Bedingungen sind nämlich folgende:

1. Die dänische Nation als Ganzes muß ihr ständig steigendes Verständnis für Deutschland beibehalten. Deutschland ist ganz unzweifelhaft die Nation in der Welt, die uns am nächsten steht und die wir daher am leichtesten als Brudervolk empfinden. Dies wird durch die Tatsache erschwert, daß Deutschlands Bevölkerung soviel größer ist als die Dänemarks.

Diese erste Bedingung bedeutet, daß jeglicher Gedanke an eine Rückkehr Südschleswigs nach Dänemark als Folge eines von Deutschland verlorenen Krieges aus unserem Denken verbannt werden muß. Dieser niedrige Gedankengang ist heute ohne jeden Zweifel von allen aufgegeben, aber wir müssen auch zur Kenntnis nehmen, daß die Rückkehr Südschleswigs nach dem Ersten oder Zweiten Weltkrieg weder für Dänemark als Ganzes noch für Südschleswig gut gewesen wäre.

Eine Rückkehr in solcher Situation wird niemals ein für allemal die Frage der Zugehörigkeit Südschleswigs klären. Nur wenn einmal in der Zukunft unter vollkommen friedlichen Verhältnissen Südschleswig nach Dänemark zurückkehrt, wird die Angelegenheit ein für allemal erledigt sein. In diesem Zusammenhang ist es nicht entscheidend, daß ein 1920 heimgekehrtes Südschleswig schon 1937 oder 1938 zu einer deutschen Grenze an der Königsau und zu einer Aushebung von Soldaten zum deutschen Heer im gesamten Schleswig bis zur Königsau geführt hätte. Hätten wir ganz Südschleswig 1945 bekommen, wäre es spätestens durch eine Volksabstimmung um 1960 zu Deutschland zurückgekehrt und Südschleswigs wirkliche dauernde Heimkehr zu Dänemark wäre ganz unnötig auf einige Jahrhunderte länger in die Zukunft hinausgeschoben worden, als es heute der Fall ist.

Die Freundschaft zwischen einer kleinen und einer großen Nation birgt natürlich immer die Gefahr in sich, daß die große die kleine schluckt. Diese Gefahr war in der Zeit bis nach dem Zweiten Weltkrieg eine Realität, aber ist es heute nicht mehr und wird es in der Zukunft kaum mehr sein. Bis 1945 war das geeinte Deutschland zwischen Memel und den Vogesen eine Weltmacht. Heute und in aller Zukunft ist Deutschland, und darunter ist Westdeutschland zu verstehen, eine Macht zweiten Ranges. Heute zählen die USA und die Sowjets und nicht Nationen, die, gemessen an Weltmaßstäben, kleine Nationen geworden sind, wie Frankreich, Italien und Westdeutschland.

2. Die zweite Bedingung für die Rückkehr Südschleswigs nach Dänemark ist, daß die Südschleswiger, hier ist der dänische Bevölkerungsteil gemeint, ohne zu zögern sich stärker und stärker ihrem Vaterland Dänemark zuwenden. Während freundschaftliche Verhältnisse zwischen Dänemark und Deutschland sich in einer befriedigenden und ruhigen Entwicklung befinden, so meine ich umgekehrt, daß das Verhältnis der dänischen Südschleswiger zu ihrem dänischen Vaterland eines mächtigen Sprunges nach vorn in den allernächsten Jahren bedarf. Betrachtet man die dünnen und zarten Bande, die die dänische Bewegung in Südschleswig an das Vaterland knüpfen, so besteht Grund zur Verwunderung. In jeder Hinsicht — sprachlich, kulturell, organisatorisch, national — muß der dänische Südschleswiger sich als Teil seines eigenen Vaterlandes Dänemark betrachten. Dänemarks und seiner selbst wegen.

Mit diesen zwei Bedingungen ist auch Südschleswigs Weg zurück nach Dänemark angegeben: Schulkinder werden in Zukunft keine Jahreszahlen mehr lernen müssen. Nordschleswig kehrte 1920 zurück, aber niemand würde das Jahr angeben können, in dem Südschleswig heimkehrte. Die künftigen Historiker werden berichten, daß man es so ausdrücken kann, daß Südschleswig unmerklich nach Dänemark zurückkehrte. Mit einem vornehmen Wort kann man es auch so ausdrücken, daß Südschleswig in einer langwierigen Übergangsperiode, die wohl vor dem Jahre 2000 beginnen wird und vielleicht schon begonnen hat, sich dem Zustand eines deutsch-dänischen und später dänisch-deutschen Condominiums befand.

Ich will nur auf das Problem hinweisen, daß dann entsteht, wenn eine Gemeinde in Südschleswig eine dänische Mehrheit erhält. Das hatten zwar manche Gemeinden nach 1945, aber damals war man so sehr von der staatlichen Veränderung fasziniert, daß man vollkommen übersah, daß eine Gemeinde mit dänischer Mehrheit auf der Grundlage der kommunalen Selbstverwaltung in sehr weitem Umfange ohne formelle Wiedervereinigung sich zu einem Teil Dänemarks machen konnte. Warum z. B. erhielt Flensburg damals nicht gleich zweisprachige Straßenschilder? Man war aber so von dem Gedanken erfüllt, daß Wiedervereinigung etwas mit Volksabstimmung und dem Ritt des Königs über die Grenze, mit militärischer Besetzung durch dänische Truppen zu tun hätte, daß man ganz übersah, daß die Wiedervereinigung auf niedrigerer, erdnäherer Ebene liegen könne.

Gleitet das Land langsam und unmerklich heim nach Dänemark, dann sollte jede nationale Aufregung vermieden werden können. Das bedeutet nicht, daß die beiden Nationen nicht wissen, was geschieht. Dänemark wird wissen, daß Südschleswig heimkommt, und Deutschland wird wissen, daß es den Teil seines Territoriums verliert, der nördlich der Eider liegt. Aber der weitaus größte Teil sowohl des dänischen als des deutschen Volkes wird vermutlich total gleichgültig verbleiben. Die Entwicklung würde dem Übergang eines Landes von einem Agrar- zu einem Industrieland entsprechen. Ich kenne keinen Ort in der Welt, an dem man den Tag festlich begeht, von welchem ab ein größerer Teil der Bevölkerung in den Städten beschäftigt wurde als auf dem Lande. Ich glaube daher nicht, daß die Heimkehr Südschleswigs zur Voraussetzung hat, daß alle Dänen sich dieses nationalen Problems bewußt sind. Eine nationale Welle würde eher schaden.

Das bedeutet, daß der größte Teil der Verantwortung von Südschleswig zu tragen ist. Es wird eine enorme, andauernde, unverzagte Arbeit seitens der Südschleswiger gefordert werden, jedoch eine Arbeit, die von der gleichen Unbeschwertheit geprägt sein wird, mit der das Wasser, seiner Natur entsprechend, abwärts läuft. Es wird ein Kampf sein, der lang und zähe, ausdauernd, unverdrossen und unermüdlich sein wird, und er wird trotzdem jenes

Gegensatzes entbehren, der normalerweise das Verhältnis zum Gegner prägt. Man kann dieses Letzte so ausdrücken, daß es für uns notwendig wird, ein solches Verhältnis zu Deutschland zu schaffen, daß die Deutschen still einräumen, daß Südschleswig zuguterletzt sicherlich mehr zu Dänemark gehört, weswegen Deutschland ohne Tränen oder große Gebärden seinem Nachbarn im Norden gönnt, daß Südschleswig langsam zurück zu dem Land gleitet, bei welchem es zu Hause ist.

Denn Feindschaft zwischen Dänemark und Deutschland ist für ewig ausgeschlossen, ebenso wie die Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich, weshalb das Elsaß wohl auch eines Tages beginnen wird, zu Deutschland zurückzugleiten, wohin es ja, wie wir alle gut wissen, auch nach Haus gehört. Das sei nicht als eine Kompensation angeführt, sondern deshalb, weil das Elsaß ebenso deutsch ist wie Südschleswig dänisch.

NORDSCHLESWIG / SØNDERJYLLAND / SÜDSCHLESWIG

Eine kleine Plauderei über die Namen unserer Heimatlandschaft

Die ersten Anfänge einer Sonderstellung der südlichsten Region des dänischen Reiches gehen bis in das 11. Jahrhundert zurück, als sich slawische Stämme, die im heutigen Ostholstein saßen, nach dem Norden in Bewegung setzten. In dieser Zeit bildete sich in den drei südlichsten Verwaltungseinheiten Jütlands, „Syssele“ genannt, die Stellung eines militärischen Befehlshabers heraus, der „Jarl“ genannt wurde. Deshalb spricht Dr. Troels Fink in dieser Zeit von einem „Jarltum“ Schleswig“. Seit 1115 bekleidete diese Stellung ein besonders befähigter Mann, ein dänischer Königssohn, der Knud Laward genannt wurde. „Laward heißt „Brotherr“ und erinnert an den englischen Lord-Titel. Er hatte einen Teil seiner Jugend am Hof des sächsischen Herzogs verlebt und nannte sich erstmalig „Herzog von Schleswig“ nach seiner Residenzstadt Schleswig, mit deren Bürgerschaft er eng verbunden war. Als er auch die Lehnsherrschaft über das Wendenland erhielt, fürchtete man am Königshof seine Macht, und es kam 1131 zu seiner Ermordung. In alten Quellen wird er bald „Dux Slesvicensis“ (Herzog von Schleswig), bald „Dux Jutie“ (Herzog von Jütland) genannt. Mit dem Vordringen der Schauenburger Grafen nach Norden tritt die Sonderstellung des Grenzlandes immer deutlicher hervor,

und 1460 kommt es zur Wahl des dänischen Königs Christian I. als eines Herzogs von Schleswig und eines Grafen von Holstein in einer Person. „Lieb Kind hat viele Namen“, sagt man, und das gilt auch von unserem Heimatland, dem Herzogtum Schleswig, dessen Nordgrenze damals die Koldinger Förde, die Koldinger Au und die Königsau bis zu ihrer Mündung waren. Es umschloß viele dänische Enklaven, die Stadt Ripen und Teile der Insel Sylt und Föhr, die ganze Insel Amrum und die Gegend um Mögeltondern, Wieshy und Ballum, sowie die Südhälfte der Insel Röm.

Bis 1864 stehen beide Namen für das Land zwischen Königsau und Eider nebeneinander: „Schleswig“ oder „Sønderjylland“, wenn auch im Westen Friesisch und südlich der Linie Schleswig-Husum Niederdeutsch gesprochen wurde und in den Städten die deutsche Sprache früh Fuß faßte, hauptsächlich unter dem Einfluß eingewanderter Geistlicher, Kaufleute und Handwerker.

1864 kamen die Enklaven im Westen zu Schleswig-Holstein zurück, und Dänemark erhielt dafür 8 Gemeinden südlich Kolding und die Insel Ærø. Aber es gab auch andere Änderungen. Seit dem Friedensschluß von 1866 gab es den § 5, der den Dänen der „nördlichen Distrikte“ eine Abstimmung

versprach. Damit wurde „Nordschleswig“ aus dem Gesamtgebiet herausgehoben, wenn der Paragraph 5 auch 1879 aufgehoben wurde, da man sich über die Abgrenzung des Abstimmungsgebiets nicht einigen konnte.

Nun blieb „Nordschleswig“ ein fester Begriff für das Land, in dem sich zwei selbstbewußte Volkstümer begegneten, wo sich deutsche und dänische Vereine gegenüberstanden, in einer Bevölkerung, die schon seit den 30er Jahren „erwacht“ war. Daher heißt das große Werk, das die Bildung der Fronten im nördlichen Schleswig schildert, „Da Sønderjylland vaagnede“, und ein oftgehörter Spruch hieß in dieser Zeit „Sønderjylland genvundet, det er Kampens Maal“. Nicht alle rechneten damals Flensburg zu „Sønderjylland.“ 1899 schrieb der auf Bornholm wirkende Pastor Berthelsen, er klammere Flensburg aus, denn Flensburg sei überwiegend deutsch und müsse für Dänemark als verloren angesehen werden. Als die preußischen Behörden den Gebrauch des Namens „Sønderjylland“ verboten, schrieb Jens Jessen in „Flensborg Avis“ seinen berühmten Artikel von dem „Land ohne Namen“.

In der Abstimmungszeit wurde Schleswig in 4 Teile geteilt: Nord- und Mittelschleswig, Südschleswig, die sogenannte „dritte Zone“, die an der Abstimmung nicht teilnahm, und endlich das Land südlich der Linie Schleswig-Tönning, das für eine

Abstimmung überhaupt nicht in Frage kam.

Nach 1920 gab es wieder andere Namen. Nun hieß Nordschleswig offiziell „De Sønderjydske Landsdele,“ und „Nordschleswig“ wurde eingereiht in die verlorenen Gebiete, die Betreuung durch deutsche Grenzverbände genossen. Nach 1945 rückte der Begriff „Südschleswig“ in den Vordergrund, so nannte man nun das ganze Gebiet von der heutigen Grenze bis an die Eider, in dem sich in großer Zahl dänische Vereine, Schulen und kirchliche Zusammenschlüsse bildeten. Nun war ein „Südschleswiger“ ein Angehöriger der dänischen Minderheit und ein „Sønderjyde“ ein dänischer Nordschleswiger. Für den deutschen Nordschleswiger kommt die Bezeichnung „Heimdeutscher“ wieder in Ehren, die aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammt.

Die amtliche Bezeichnung für Nordschleswig nach der Kommunalreform von 1970 ist „Sønderjyllands Amt“, das im Nordwesten einen Zipfel abgab und im Nordosten einen Teil der 1864 an Dänemark abgetretenen Gemeinden einschließlich Skamlingsbanke zurückgewann.

Die deutsche Volksgruppe nennt ihre Heimat das „Großamt Nordschleswig“.

Ab und zu *trifft* man auch den Ausdruck „Sydjylland“; damit ist ein Gebiet gemeint, das von einer Linie

Vejle-Esbjerg bis an die deutsch-dänische Grenze reicht.

Harboe Kardel

Holger Drachmann – Ein nordischer Dichter und Maler

*Ein Teil seiner Werke entstand in Deutschland und Österreich.
Er starb vor siebzig Jahren (14. Januar 1908)
und fand in den Dünen von Skagen seine letzte Ruhestätte.*

Das Leben des Dichters und Malers Holger Drachmann glich in dem unablässigen Wechsel oft einem spannenden Drama. Nur selten war ihm eine ruhige Periode der Entwicklung gegönnt. Von Plänen, Gefühlen und Visionen wurde er hin und her geworfen. Er war der Sänger des Meeres; auch in seiner Natur glich er der ewig wogenden See.

Holger Drachmann ist in Deutschland bisher wenig bekannt geworden. Nur sein Märchenspiel „Det var engang“ („Es war einmal“) wurde im Grenzgebiet wiederholt aufgeführt. Wenn eine deutsche Zeitung vor einiger Zeit bemerkte, es sei an der Zeit, daß man sich in Deutschland mehr mit Holger Drachmann beschäftige, so hatte sie damit recht, denn immer wieder hat er, dessen Familie aus der Gegend von Bremen stammte, Anregungen aus Deutschland erhalten, insbesondere aus den Dichtungen Goethes und Heines. Darüber hinaus war sein Blick auf Europa gerichtet. Er war ein Bewunderer Shakespeares, Lord Byrons und Molières. Als ein Meister feinsinniger Lyrik und als Kämpfer für Fortschritt und Freiheit der Meinungen hatte er für die Entwicklung der dänischen Literatur eine ähnliche Bedeutung wie Adam Oehlenschläger zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Während dieser einer national-romantischen Linie folgte, findet man bei Drachmann realistische und sozial-kämpferische Töne.

Als junger Kunstbeflissener lebte er in London mitten unter Werftarbeitern und Kohlenlöschern und schlief neben einem dänischen Tischlergesellen auf Hobelspänen. Es war im Jahr 1871, als ihn die Pariser Kommune zu dem Gedicht „Auf Vorposten“ entflammte, in dem er dafür eintrat, die Welt für immer von der Geißel der Kriege zu befreien. Er schrieb:

*... dann wird gehauen, gestochen, feste!
Nachher begräbt man die kläglichen Reste.
Die noch vom Blut gezeichneten Waffen
erhalten den Segen frommer Pfaffen.*

*Dem Herrgott dankt man mit Glockenläuten,
doch, Gott sei Dank, es gibt auch Zeichen,
die auf eine baldige Wandlung deuten ...*

Die Verurteilung des Krieges hinderte ihn aber nicht, den Mut und die Zähigkeit der unterlegenen Verteidiger der Düppeler Schanzen zu bewundern und in seinem „Düppelbuch“ für ihren Nachruhm zu sorgen. Der dänische Titel des Buches ist „Derovre fra Grænsen“.

Wie sein unruhiges Temperament, so war auch seine Dichtung. Es waren oft Fanfarenklänge, salopp hinausgeschleudert, manchmal trivial klingend, aber immer originell. In eine literarische Epoche, die in sanften Tönen die Natur und die Liebe besang, brachte er die grellen Klänge der beginnenden sozialen Kämpfe.

*

Er ist am 9. Oktober 1846 als Sohn eines Arztes in Kopenhagen geboren, aber er war Zeit seines Lebens niemals ein Stadtmensch. Früh zog es ihn an die Öresundküste und zu den schönsten Plätzen im nordöstlichen Seeland, nach Fredensborg, an den Esumsee, nach Gurre und in die tiefen Wildnisse des Gribwaldes. 1864, er war damals Primaner, konnte sein Vater ihn nur mit Mühe zurückhalten. Mit seiner von der verstorbenen Mutter ererbten schwachen Lunge sei er den Strapazen eines Krieges nicht gewachsen.

Nach dem Schulabschluß wandte er sich auf der Kopenhagener Kunstakademie zunächst der bildenden Kunst zu und sammelte neue Eindrücke auf einer Seereise, die ihn nach England, Spanien und Italien führte. Auf Veranlassung seines Vaters, der ihn aus der allzu leichtlebigen Gesellschaft von Kopenhagener Bonvivants befreien wollte, ging er zwei Sommer nach Bornholm, wo er in einer jungen Bornholmerin, Wilhelmine Erichsen, eine Begleiterin fand, die ihm auch ins Elternhaus nach Kopenhagen folgte, wo das freiheitliebende junge Paar bald die Fesseln eines erzwungenen gutbürgerlichen Verhaltens spürte.

Der junge Maler brach deshalb aus, um für beide in England als Marinemaler und als Mitarbeiter dänischer Zeitungen eine Existenz zu schaffen. In dem ärmlichen Milieu, das ihn an der Themse umgab, entstand sein Gedicht „Englische Sozialisten“, das ihm bei seiner Heimkehr die Freundschaft des fortschrittlichen Literaten Georg Brandes einbrachte. Mit ihm und dessen Bruder Edvard Brandes und seinem Vetter Viggo Hörup, dem Gründer der Zeitung „Politiken“, gab es oft frohe Feste und heiße Diskussionen, nachdem Drachmann den Londoner Plan aufgegeben und mit Wilhelmine Erichsen in Kopenhagen ein Heim begründet hatte. Aber schon die erste Ehe endete bei dem sprunghaften, unbeständigen Wesen Drachmanns, seinen Bohèmeallüren und seinem ständigen Ausbrechen mit einem Zusammenbruch. Nach vier Jahren trennte er sich von Frau und Kind und führte ein ruheloses Wanderleben, das ihn nach Jütland und Schleswig-Holstein und über München nach Venedig führte. In Florenz erlag er einer

schweren Erkrankung seiner Lungen, kehrte nach dem Norden zurück und suchte Erholung in der sommerlichen Landschaft am Esumsee, wo er eine Jugendliebe, Polly Culmsee, traf, die inzwischen einen zwanzig Jahre älteren Gutsbesitzer, Charles Thalbitzer, geheiratet hatte. Es kam im Jahr 1876 zu vielen Begegnungen mit der künstlerisch und musikalisch hochbegabten, in einer glücklosen Ehe lebenden Frau, die starken Anteil an seinem ersten autobiographischen Roman „Ein Überkompleter“ nahm, in dem er, wie auch in den beiden ähnlichen Romanen „Verschrieben“ und „Mit dem breiten Pinsel“ sich selbst in zweierlei Gestalt darstellte: einen real denkenden, kalt berechnenden, skeptischen Typ stellte er einem Schwärmer, einem Idealisten gegenüber und zeichnete damit seine innerliche Zerrissenheit, seine selbstquälerische Natur. Er versuchte, Polly mit ihrem gemeinsamen Kind nach Frankreich oder England zu entführen, um sie dort zu heiraten, und gab sie zunächst in die Obhut eines ihm befreundeten Arztes im schwedischen Lund. Aber Polly, die den Wankelmut und die Unbeständigkeit des Dichters kannte, heiratete ihren medizinischen Betreuer, was Drachmann, nun das Opfer des Kopenhagener Stadtklatsches, in tiefste Verzweiflung stürzte. Wie schon früher und später wieder, wich er nach Hamburg aus, wo er mit der Schwester Pollys, Emmy Culmsee, zusammentraf, die ihn mit großer Geduld wieder aufrichtete und seine zweite Frau wurde. Es folgten acht glückliche, ruhige Jahre fruchtbaren Schaffens, bis ihm in einem Kopenhagener Variété die junge Sängerin Edith begegnete, die für zehn Jahre seine Begleiterin und die Muse seines dichterischen Schaffens wurde.

Die Edith-Ära, die fruchtbarste Zeit im Leben des Dichters, nahm ein Ende, als er sich mit der norwegischen Sängerin Bokken Lasson in eine Hütte nach Norwegen zurückzog, um dort an einem Schauspiel zu arbeiten. Seine neue Bekannte begleitete ihn auch 1898 in die Vereinigten Staaten, als er der Einladung dortiger skandinavischer Vereine folgte. In New York erwartete die beiden die Schwester von Bokken Lasson, Soffi, die sich, ihre Schwester beiseite drängend, gleich Drachmann anschloß, und ihren Mann, den Ingenieur Drewsen, in Amerika zurückließ, um Holger Drachmann nach Europa zu folgen. Sie wurde seine dritte Frau, die ihm aber mit ihrer Launenhaftigkeit und ihrer Extravaganz nicht die Ruhe brachte, die der alternde, oft von Krankheiten heimgesuchte Dichter brauchte.

Ein Schatten fiel auch auf die Feier seines 60. Geburtstages im Oktober 1906, die im neuen Kopenhagener Rathaus alles vereinigte, was in Kopenhagen Rang und Namen hatte, die aber durch eine Bemerkung Drachmanns, die von der „Gesellschaft“ als Taktlosigkeit aufgefaßt wurde, mit einer Verstimmung endete. Er hatte scherzend gesagt, nirgends in der Welt finde man bei den Mädchen ein so schönes Hinterteil wie bei der radfahrenden Kopenhagenerin. Dafür wurde er in Schweden um so heftiger begeistert gefeiert.

Seine letzten großen Pläne für Aufführungen in Berlin und Wien wurden gehindert

durch zunehmende Erkrankungen, denen er am 14. Januar 1908 in einem Sanatorium in Hornbæk erlag. In einer Düne bei Skagen wurde seine Urne beigesetzt.

Holger Drachmanns Bedeutung als Dichter liegt hauptsächlich in einer einzigartigen Beherrschung der lyrischen Form, die ihm so leicht entfloß, daß er improvisierend bei Feiern ein formvollendetes Gedicht präsentieren konnte. Stark beeindruckten das empfindliche Dichtergemüt immer die „hellen Nächte“ im Norden, wie er sie besonders auf den Inseln Bornholm und Samsö erlebte. Sie kehren immer wieder in seiner Dichtung:

*Wem wird nicht wohl und weh, wenn eurer er gedächte, ihr hellen Nächte,
ach, ihr hellen Nächte ...**

*... doch den schönsten Kranz weihn wir dir, Sankte Hans,
wenn wir dankbar des Sommers uns freuen ...*

so schrieb er 1885 unter dem Eindruck einer Mittsommernacht. Dieses Lied — es beginnt mit den Worten „Wir lieben unser Land“, von Lange-Müller vertont, erklingt Jahr für Jahr, wenn die kürzeste Nacht anbricht. Am Schluß heißt es in deutscher Übersetzung:

*„Jede Stadt hat seine Hexen
und in jedem Dorf treiben böse Geister ihr Wesen.
Die wollen wir uns mit den Flammen vom Leibe halten.
Wir wollen Frieden im Land,
Sankte Hans, der kann gewonnen werden,
wenn die Herzen niemals zweifelnd erkalten.“*

Einer seiner größten Bucherfolge war das bereits erwähnte „Düppel-Buch“, die Beschreibung einer Reise, die ihn 1877 nach den Kampfstätten im Sundewitt und nach Alsen führte. Er fand hier im Garten eines Hauses an der Straße nach Sonderburg ein Soldatengrab, das von einer Mutter und ihrer Tochter gepflegt wurde. Tief beeindruckte ihn diese Grabstätte und die schlichte Art der dänischen Frauen, für die ein Festhalten an ihrer dänischen Gesinnung eine Selbstverständlichkeit war. Als er vor dem preußischen Denkmal auf Schanze 4 stand, las er: „Den bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen siegreich Gefallenen zum fortdauernden Gedenken.“ Dabei dachte er: „Hätte man nur das Wort ‚siegreich‘ weggelassen, dann hätte es ein gemeinsames Denkmal sein können, und es bliebe dem Urteil des einzelnen überlassen, auf welcher Seite die Tat am hellsten leuchtete.“

Unter seinen dramatischen Werken war dem bereits genannten Märchenspiel „Det var engang“ der größte Erfolg beschieden. In einer Berghütte in Kärnten ist das Stück entstanden, das bisher 1500mal aufgeführt worden ist. Nur von dem nationalen Singspiel „Elverhoi“ wird es in der Aufführungszahl übertroffen.

*

Als Maler hat Drachmann sich dadurch einen Namen gemacht, daß er früh mit dem norwegischen Maler Fritz Thaulow nach Skagen vorstieß und damit den Anstoß zur Gründung der „Skagener Malerschule“ gab. In Skagen fand er auch sein Altersdomizil. Er hat sein ganzes Leben hindurch immer wieder zum Pinsel gegriffen. Seine Bilder waren oft Vorstufen seiner Gedichte. Es dominieren Bilder, die das Meer, Küstenlandschaften und Fischer darstellen.

*

Sein schwankender, unbeständiger Charakter und das Vagantenhafte in seinem Wesen hat ihn im Leben oft in Krisen gestürzt, die einen Zusammenbruch befürchten ließen. Seine vielen Affären haben sein Bild auch in der dänischen Überlieferung getrübt, so sehr man seine hohen Dichtergaben schätzt. Dreimal erlitt er Schiffbruch in der Ehe, weil in seinem Charakter als wichtiges Element die Ausgeglichenheit fehlte, die Krisen überbrücken kann. Er konnte an einem Tag als Leierkastenmann durchs Land ziehen und am nächsten Tag als Grandseigneur eine Freundeschar freihalten.

Bei allen menschlichen Schwächen bleibt Holger Drachmann eine der großen künstlerischen Begabungen des Nordens der neueren Zeit. Er hat auch dem deutschen Publikum, dessen Blick heute mehr als früher dem Norden zugewandt ist, etwas zu sagen. Er war ein Verehrer der deutschen Literatur, der zeitweise überlegte, sich ganz in Hamburg niederzulassen. Sein Leben zeigt, wie innerlich verwandt die beiden Völker sind, die sich im schleswigschen Raum begegnen.

* „Im Bann der hellen Nächte“, wird der Titel eines von Harboe Kardel verfaßten biographischen Romans sein, der in der Husumer Druck- und Verlagsanstalt erscheinen wird.

HOLGER DRACHMANN (1846—1908)

Holger Drachmann wurde 1846 in Kopenhagen geboren. Er gehörte als Schriftsteller und Dichter zur ersten Gruppe des dänischen Naturalismus. Jedoch war er in politischen Ansichten schwankend, bald exaltiert freiheitsstrebend, bald konservativer Haltung sich nähernd. Er lebte als freier Schriftsteller und Sänger (u. a. auch in Hamburg). Drachmann ist der fahrende Sänger der dänischen Moderne, der Lieblingslyriker Dänemarks, unbürgerlicher Zugvogel, unstet in seiner Gesinnung. Seine Dichtung hat jedoch in ihrem

Kern vor dem Urteil der Geschichte bestanden. Zu einem großen Teil stand er in der Schuld Goethes, dessen Gretchen ihm oft Züge seiner Frauengestalten leiht. Aber auch der Sänger der Freiheit, Heine, übte einen fruchtbaren Einfluß auf seine Dichtung aus.

Drachmann, der eine stark national gefärbte Reportage eines Besuches der Düppeler Schanzen („Dort an der Grenze“) schrieb, kam weit in Deutschland herum, pries den Rheinwein in Gedichtform, schrieb zwei hymnische Strophen unter dem deutschen Titel „Die Liebe, nur die Lieb' ist Leben“, klagte in einem Gedicht „Heine i Hamborg“ den Kramergeist dieser Stadt an, der den Musen feindlich sei, ließ uns in flammenden Strophen die Verbrennung der Bannbulle durch Luther in Wittenberg erleben und gab eine Schilderung Nürnbergs und der Vierlande zur Zeit der Kirschblüte, daß beide deutsche Landschaften in diesen Bildern eine schlechthin klassische Verkörperung erfahren.

Auch Skagen ist der Schauplatz von Dichtungen Holger Drachmanns. Hier fand der von innerer Unruhe getriebene Dichter, der im Leben auch mit seinen Freunden (den Brüdern Brandes), geschweige mit seinen Frauen keinen Frieden kannte, seine Ruhestatt. Freilich mußte sie — und das erscheint symbolisch — etwas ins Land hineinverlegt werden, um sie dem Zugriff des ewig unruhigen Meeres zu entziehen.

Entnommen dem d+d-Taschenbuch Nr. 5:

Hans Peter Johannsen „Parkplätze der Literatur“ S. 85 und 115.

„Wellingtons Sieg“ auf der Förde

Vorschlag zu einem Flensburger Festival

In einem Gemeinschaftskonzert des Schleswig-Holsteinischen Landessinfonieorchesters und Sønderjyllands Symfoniorkester mit GMD Russian Rayscheff als Dirigent erdröhnte am 21. Februar 1978 in Apenrade und am Abend darauf im Deutschen Haus zu Flensburg Beethovens „Schlachtsinfonie“. „Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria“ betitelt, ist dieses aufwendige, an Klanggewalt schon Berlioz, Wagner und Liszt zuvorkommende opus 91 trotz seiner spektakulären Uraufführung am 8. Dezember 1813 im Wiener Akademiesaal sehr bald und nachhaltig der ästhetischen Ächtung verfallen. Schon Carl Maria v. Weber, der das Werk zweimal in Prag aufführte, war der Ansicht, daß derartige Schlachtendarstellungen „immer eine mißliche, ja unwürdige Sache“ seien. Doch mit keinem Werk errang Beethoven einen derartigen Publikumserfolg wie mit diesem, am stärksten bei der Aufführung am 21. Februar 1814 vor 5000 Zuhörern, gleichfalls in der Wiener Akademie.

Wie war diese eigenartige Komposition zustande gekommen? Nun, die Anregung dazu rührte von dem Augsburger Mechaniker Johann Nepomuk Mälzel (1772—1838), der als Erfinder des gnadenlos tickenden Metronoms unsterblich geworden ist. Mit diesem tüchtigen Mann war Beethoven schon deswegen besonders verbunden, weil er ihm als Hilfe gegen die fortschreitende Ertaubung mehrere Hörrohre konstruierte, von denen eines auch kurzfristig wirkte. Wohl angeregt von einer mit Jalousieschweller ausgerüsteten tragbaren Konzertorgel des unter Abstrich seiner Vornamen Georg Joseph bekannteren Abbé Vogler, des Lehrers von Weber und Meyerbeer, bastelte Mälzel einen mit Blasinstrumenten und Schlagzeug bestückten Musikautomaten, dem er den Namen „Panharmonikum“ gab. Wenn seine Walzen abliefen, klang es wie eine Militärkapelle, die Zeit der zierlichen Spieluhren, für die Haydn und Mozart uns heute noch entzückende Stückchen komponiert hatten, war vorbei. Beethoven, dem „alle echte Erfindung als moralischer Fortschritt“ galt, ließ sich dazu überreden, nach einem genauen Plan des fraglos tüchtigen Mechanikers Mälzel ein Stück für das „Panharmonikum“ zu komponieren, das der allgemeinen patriotischen Gesinnung gegen den gescheiterten Welteroberer Napoleon Ausdruck verleihen sollte. Auf eine akustisch naturalistische Darstellung des Brandes von Moskau, die vom Wiener Publikum sehr bestaunt worden war, wollte Mälzel einen zweiten Knüller ähnlicher Art aus seinem Walzenungetüm erschallen lassen: die Niederlage, die die

Franzosen am 21. Juli 1813 bei dem 60 Kilometer südwestlich von Bilbao gelegenen Städtchen Vitoria durch ein von dem Herzog Arthur Wellington kommandiertes, von spanischen Aufständischen unterstütztes britisches Heer hatte hinnehmen müssen. Erst in Südfrankreich endeten Flucht und Verfolgung. Zum Ortsnamen „Vitoria“ eine Korrektur vorweg: Sowohl Beethoven wie durchweg die Musikhistoriker schreiben „Vittoria“, also ein „t“ zu viel. Vielleicht ist für den einen oder anderen auch der Hinweis nützlich, die Schlacht von Vitoria nicht mit der fast auf den Tag zwei Jahre später, am 18. Juni 1815 bei Waterloo, 15 Kilometer südlich von Brüssel, gleichfalls von Wellington (mit Blüchers Hilfe) gewonnenen Entscheidungsschlacht der gegen Napoleon verbündeten Briten, Preußen und Niederländer zu verwechseln. Doch nun zur „Schlachtsinfonie“: Beethoven hatte bereits seine Achte Sinfonie vollendet, als er Wellingtons Sieg auf Mälzels Panharmonikum musikalisch nachvollzog. Mälzel bewog dank des Erfolges den Meister, die Komposition auch noch für großes Orchester auszusetzen, als sinfonisches Schlachtengemälde also. Wir vermögen uns gut vorzustellen, daß Beethoven als glühender demokratischer Patriot die Gelegenheit gern nutzte, sich von Bonaparte aufs deutlichste zu distanzieren, der als Erster Konsul der französischen Republik auch ihm als Kämpfer für ein „allgemeines Weltglück“ erschienen war. Es trifft nicht zu, daß er ihm 1804 seine dritte Sinfonie, die „Eroica“, gewidmet hatte, wie vielfach angenommen wird. So recht besehen, war es noch schlimmer: „Geschrieben auf Bonaparte“ stand auf dem Titelblatt, was wohl heißt, daß der Korse Leitfigur der „Heldensinfonie“ sein sollte. Als Beethoven von der selbstherrlichen Kaiserkrönung Napoleons erfuhr, soll er das Widmungsblatt im Zorn zertrampelt haben; sicher ist, daß er den programmatischen Titel auf der allein erhaltenen Kopie ausradierte.

Diese Vorgeschichte im Sinn, dürfen wir „Wellingtons Sieg bei Vitoria“ als künstlerische Rache auffassen. Sie spiegelt sich auch in der Mitwirkung aller bedeutenden Künstler Wiens an der Uraufführung wider. „Es war ein seltener Verein vorzüglicher Tonkünstler, worin ein jeder einzig durch den Gedanken begeistert, mit seiner Kunst auch etwas zum Nutzen des Vaterlandes beitragen zu können, ohne alle Rangordnung, auch auf untergeordneten Plätzen, zur vortrefflichen Ausführung des Ganzen mitwirkte ... Mir fiel nur darum die Leitung des Ganzen zu, weil die Musik von meiner Komposition war; wäre sie von einem anderen gewesen, so würde ich mich ebenso gern, wie Hr. Hummel, an die große Trommel gestellt haben ...“ So dankte Beethoven nach den ersten im Dezember 1813 zugunsten der in der von Napoleon gewonnenen Schlacht bei Hanau invalid gewordenen österreichischen und bayerischen Krieger, ausgeführten Wohltätigkeitskonzerte den mehr als hundert Musikern. Auf den beiden gegenüberliegenden Galerien des Akademiesaaes waren die zwei Schlachtenmusikkorps zum akustischen Duell der Engländer und Franzosen

aufgestellt, Antonio Salieri, der Lehrer Beethovens, dirigierte das eine, und Joseph Weigl, ein Freund Haydns, das andere. Ignaz Moscheies, der spätere Klavierlehrer Mendelssohns, knallte die Becken, und der geniale Jakob Meyerbeer sollte erfahren, daß es nicht so einfach ist, die Pauken zu schlagen, denn er geriet aus dem Takt.

Nun aber auf in den Kampf! Zuerst marschieren unter anschwellenden Trommelrhythmen und Trompetensignalen die Engländer auf. In wuchtigem 3/4-Takt ertönt der Marsch „Rule Britannia“, erst als Militärkapelle, dann vom vollen Orchester aufgenommen. Auf der Gegenseite das gleiche Schauspiel mit Trommeln und Trompeten, doch rhythmisch geschärfter, der französische Marsch mit dem englischen Titel „Marlborough“ im 6/8-Takt. Mit C-Trompeten stacheln die Franzosen, mit Es-Trompeten die Engländer zum todesmutigen Angriff an. Ratschen und Donnermaschinen machen Gewehr- bzw. Kanonenfeuer deutlich. In H-Dur zischen die Violinfiguren auf und ab, fortissimo und sforzato wie Feuerwerksraketen. *Meno allegro* verkrallen sich die Heere, gebrochene Akkorde deuten auf die erlahmende Situation der Franzosen hin, deren Signale denn auch bald verstummen. Um so kraftvoller erschallt der Sturm marsch der Engländer, unter anhaltendem Trommelrhythmus und Kanonendonner rückt dieser Marsch immer um einen Halbton höher bis zum Presto mit seinen Sturmsignalen und einer Triumphmelodie. Die französischen Kanonen fallen aus, die englischen donnern sieghaft weiter. In Fis-Moll ziehen die Geschlagenen ab, in Fis-Dur endet *pianissimo* die erste Szene.

Allegro con brio folgt in strahlendem D-Dur die eigentliche Sieges-, „Sinfonie“, reine Instrumentalmusik ohne Donner- und Lärmapparate, lediglich Große Trommel, Becken und Triangel bekräftigen das glanzfunkelnde Pathos, das wir ähnlich in der Siebenten Sinfonie vorfinden. Im „*Andante grazioso*“ erscheint sodann als Leitmelodie die englische Nationalhymne „God save the King“, mit ihr wollte Beethoven „den Engländern ein wenig zeigen, was für ein Segen in ihr steckt“. Heftige Kontraste werden alsdann ausgetragen, der Siegesmarsch zieht jubelnd an uns vorbei, und eine über die Hymne gesetzte, die Meisterhand bestätigende Fuge rauscht dem triumphalen Schluß entgegen. Immer wird dieser, wie das ganze akustisch kolossale Werk, der Mehrheit eines gemischten Publikums den Beifall aus den Händen reißen. Als patriotischer Beitrag Beethovens im europäischen Freiheitskampf gegen einen selbstherrlichen Kaiser Napoleon hat „Wellingtons Sieg bei Vitoria“ seine Berechtigung. Doch unanfechtbar bleibt das kunstästhetische Gesetz, wonach politische Kunst immer auch zweitrangige Kunst ist. Das erklärt denn auch, weshalb Beethovens Schlachtsinfonie im Konzertsaal nie heimisch wurde. Sie gehört nicht hierhin.

Aber als Freilichtspektakulum im Sinne der Überschrift dieses Aufsatzes könnte sie m. E. für Flensburg und seine Fördelandschaft recht werbeattractiv werden,

ähnlich wie die Festspiele auf dem Bodensee für Bregenz. Man stelle sich einmal herzensfröhlich vor, daß zu den Deutsch-Dänischen Tagen sich die gesamte Fördeflotte in Flensburg sammelte. An Bord des Flaggschiffes befänden sich — außer den illustren Gästen — als Hauptfaktoren die beiden Grenzland-Sinfonieorchester aus Flensburg und Sonderburg. Die übrigen Personenschiffe wären mit Publikum bespickt, das über Lautsprecher stets mit der Musikkapelle verbunden bliebe. Woher all die vielen Leute kämen? Nun, zwei Sonderzüge sollten von Konstanz und von Trier alle aufnehmen, die einmal die Marineschule Mürwik und die Kasernen von Meierwik auch von innen kennengelernt haben. Busse möchten von der Westküste, aus Nordschleswig und dem näheren Umkreis von Flensburg allen Schau- und Hörlustigen die mögliche Beklemmung einer gewagten, fröhlich beschwingten Heimkehr im eigenen Auto nehmen; denn es soll ja als ein Volksfest auch der Gastronomie nützlich sein. Ein Gewimmel von Segelbooten müßte die Kameraleute vom deutschen wie dänischen Fernsehen glauben machen, sie befänden sich auf der Kieler Woche. Einem wuscheligen schwarzhaarigen Dackel mit steil aufgerecktem Schwanz gleich, würde sich die qualmende alte, treue „Alexandra“ an die Spitze der weißen Armada setzen. Schon würde Händels „Wassermusik“ erklingen. Auch der überaus emsige Telemann hat sich vom Wasser inspirieren lassen; seine „Ebbe und Flut“ würde aber erst nach der Hauptsache dran sein, schätzungsweise in Höhe von Ærø, wenn der Zoll die Augen zudrücken darf. Programmatistisches Kernstück wäre „Wellingtons Sieg“. Wer dieses Stück bzw. die anderen dirigierte, der deutsche oder der dänische Chefdirigent, müßte von den Musikkritikern ausgeknobelt werden. Vor den Ochseninseln sollte Napoleon das Fürchten selbst im siebenfachen Sarg erfahren, wenn Kriegsschiffe einige Salven dem Fortefortissimo des Riesenorchesters aufsetzen, auf daß die alten Crews den Salut freudig auch auf sich bezögen. Geruhsam böge man alsbald in den Wemmingbund ein, wo Karlheinz Michalik die Nordschleswigsche Musikvereinigung Beethovens „Die Himmel rühmen“ singen ließe. Unter den Düppeler Schanzen aber sollte der deutsche Dirigent die dänische, danach der dänische die deutsche Nationalhymne intonieren lassen, man könnte dazu die Natoflagge hissen. Bei etwa möglicher Programmnot sollten sich die Dirigenten nicht scheuen, nach Wagners Rheintöchtern oder Lortzings Undine zu angeln, es genüge vollauf, nur ihre Locken zu sehen. Das Ganze auf Tonband genommen und für die Rückfahrt aufgespeichert und noch viel lauter als original immer wieder abgespielt, näherte man sich, mit zollfreien Tragetascheninhalten beladen, wieder dem Flensburger Hafen. Über ihm aber müßte ein grandioses Feuerwerk explodieren, es dürfte getrost etwas kosten, denn es käme vielfältig wieder herein. Und der einzelne Fahrgast könnte zufrieden feststellen: Mit fünf Mark dabei gewesen! Das mache ich im nächsten Sommer wieder mit ...

Zugegeben, verehrte Leserinnen und Leser, diese Idee kam mir bei einer Flasche Mosel. Es ist schon einige Jahre her, doch der langjährige Musikgeneral Prof. Heinrich Steiner mag's bestätigen. Daß es zu seiner Zeit nicht zu einem „Wellingtons Sieg auf der Förde“ kam, lag nicht an ihm, noch an seinem Sonderburger Kollegen Carl v. Garaguly, noch an der Marine, wo man zum gebotenen Ernst auch Sinn für Humor hat. Was mich als hier heimisch gewordenen Rheinländer betrifft, so liebe ich Flensburg zu sehr, als daß ich seine landläufige Etikettierung als Sitz einer an sich notwendigen Verkehrssünderkartei, von anderem ganz zu schweigen, einfach so hinnähme. Warum kein originelles Festival?

Ein Flensburger Arzt und Maler

Ein Gespräch mit Dr. med. Ernst Andresen, Flensburg

In der Reihe der von den Grenzfriedensheften behandelten Themen standen bereits im Anfang des Erscheinens auch Erörterungen über Persönlichkeiten und Probleme der bildenden Kunst. Freilich konnte ihnen nicht der gleiche Umfang eingeräumt werden, den aus der Konzeption der Zeitschrift heraus die historisch-politischen Themen erhielten. Im Weihnachtsheft 1977 beschrift die Redaktion einen neuen Weg, indem sie sich mit Günter Kruse, einem engagierten Beobachter auf dem Gebiete zeitgenössischer Graphik und Malerei, unterhielt. Wir setzen heute eine geplante Interviewreihe mit künstlerisch tätigen und an der Kunst interessierten Landsleuten fort. Die Grenzfriedenshefte (Dr. Johannsen) sprachen mit Dr. med. Ernst Andresen in Flensburg.

Dr. Johannsen: Sie stammen aus Bramstedtlund, Herr Dr. Andresen, also aus dem alten Kreis Tondern, wo Sie 1906 als Sohn eines Bauern geboren wurden. In Ihrer Kindheit dürfte diese Landschaft noch recht öde, zum Teil mit Heide bedeckt, dargelegen haben. Man verbindet mit diesem Teil unserer Heimat nicht in erster Linie Gedanken an eine reiche Natur oder gar an Probleme des Schönen im Sinne der bildenden Kunst. Nun haben Sie in langen Jahrzehnten als Arzt große berufliche Erfahrungen gesammelt und dabei zugleich in ebenso vielen Jahren sich in der Malerei betätigt. Worauf führen Sie Ihre Anlage und Ihr Interesse für die bildende Kunst zurück.

Dr. Andresen: Ich komme aus einer Bauernfamilie, in der allerdings bei einigen Mitgliedern Anlagen, die zu einem künstlerischen Sehen führten, vorhanden gewesen sind. Ich denke dabei an einen Mediziner, der sich im Alter auf einen Bauernhof zurückzog — und malte. Mein eigener Drang zur Wiedergabe der Außenwelt scheint früh erwacht zu sein, denn als Sechsjähriger zeichnete ich einen Mops, der sich von mir aus gesehen in einer komischen Situation befand. In der Schule hatte ich im Zeichnen achtbare Erfolge, was mir später zugute kam, als ich als Werkstudent wissenschaftliche Arbeiten in Fachzeitschriften durch Zeichnungen illustrierte. Ich habe dann auch nebenbei die Kunstakademie in München besucht. Es verbanden sich gewissermaßen Neigungen und Notwendigkeiten.

Dr. Johannsen: In der Tat: früh übt sich! Der Mops läßt zu einem sehr frühen Zeitpunkt den sicheren Stift des Zeichners, der das Wesentliche einer Situation festhält, erkennen, übrigens auch einen Sinn für Humor. Bleiben wir bei der

Zeichnung. Aus gemeinsamer Gymnasialzeit blieb die Erinnerung, daß Sie als Schüler ein hervorragender Zeichner waren. Während andere sich mit den Schattierungen auf einem primitiven Topf quälten, legten Sie mit sicherer Hand Köpfe und Gegenstände auf dem Papier fest.

Dr. Andresen: Das graphische Element stand in meiner Beschäftigung mit der Malkunst tatsächlich immer im Vordergrund. Dazu führte den Mediziner wohl auch die Bemühung um die zutreffende Erfassung z. B. des Bildes von der menschlichen Gestalt. Vor allem führt die Zeichnung über die Konturen und ohne Umwege oder Beiwerke zum Wesentlichen einer Persönlichkeit. Abgesehen von zutreffender Farbgebung betrachte ich die Kunst des Zeichnens als die Voraussetzung für ein gutes Ölbild. Manches „Zerrissene“ in der Malkunst dürfte ein Sichverstecken sein, wenn es dem Maler nicht gelang, zu einer geordneten Bildaussage zu kommen.

Dr. Johannsen: Wir stehen vor einigen Ihrer Bilder. Darf ich um Ihre eigene Interpretation bitten?

An diesem Bilde des kleinen Bootshafens z. B. fällt dem Betrachter nicht nur die „Richtigkeit“ auf, er sieht nicht nur die äußere Wirklichkeit, er spürt die Atmosphäre, riecht Farbe, Tang und Wasser. Oder hier das Lilienbild: Aus ihm scheint ebenso viel ein Sichversenken in das naturwissenschaftlich Sichtbare als in das Wunder „Blume“ zu sprechen. Oder hier die Zeichnung — ein Frauenkopf — und hier das Bildnis eines jungen Mädchens — aus beiden Blättern sprechen die Individualitäten uns an.

Dr. Andresen: Die mir nachgesagte sichere Strichführung von Zeichenstift und Pinsel reicht vom Mops bis zum Porträt. Die künstlerische Durchdringung und naturnahe Frische eines Landschaftsbildes z. B. erreiche ich so auch am besten im fix und fertig draußen auf der Staffelei gemalten Motiv. Hierher gehört der „Bootshafen“; als Blumenstück auch die „Königslilie“.

Der mit dem Rötelstift gezeichnete Frauenkopf und das in Acryltechnik gemalte Porträt eines jungen Mädchens weisen eine gute Ähnlichkeit auf. Aber sie versuchen auch den Wesenskern der Person zu ergründen. Ich kombiniere dabei die mir vertrauten Gebiete von Anatomie und Psychologie. Die Verbindung wahren Arzttums mit echt Künstlerischem schafft nicht nur Ausgleich, sondern auch tiefe Befriedigung.

Dr. Johannsen: Sie haben Erfolge auf Ausstellungen gehabt, Herr Andresen. Die Presse hat sich mit Ihnen beschäftigt. Haben Sie jemals das Gefühl gehabt, nahe vor einem Berufswechsel zu stehen? Man könnte dabei an Kollegen wie Peter

Bamm oder auch an Juristen denken, die als Dichter berühmter wurden denn als Juristen.

Dr. Andresen: Nein. Voran stand der Arzt, dahinter mein Bemühen um die Darstellung der heilen Welt mit den Mitteln der bildenden Kunst. Ich glaube, es gibt sie noch, die heile Welt. Vielleicht erklärt sich mein Wunsch, sie zu finden, aus meiner beruflichen Tätigkeit als Arzt, in der man notwendigerweise auch bittere Lebenserfahrungen macht. Aber über diese mehr persönliche Erfahrung hinaus möchte ich durch meine malerischen Bemühungen auch dem Geheimnis des Schönen schlechthin mich zu nähern versuchen. Es offenbart sich das Wunder der Form ja in allen Künsten, im Wort, im Ton und in der Linie und Farbe. Für mich ist die bildende Kunst im besonderen die Hüterin des Schönen als eines Wunders, dessen Inhalte und Formen wir Menschen ahnen, aber sicher nie ergründen können. Hier schließt sich für mich der Ring zu manchen Erfahrungen, die auch der Arzt macht.

Begegnung mit Hermann Claudius

Die Jubiläumsausgabe „letzter Hand“ zum 99. Geburtstag des Dichters

Leider beschränkt sich die Begegnung, von der hier berichtet werden soll, auf zeitgemäße Kommunikation, die aber immerhin für die Freundschaft, die Claudius im weiten Land genießt, auch die Zuneigung des letzten zu erreichen vermag:

Zum 24. Oktober 1977, dem 99. Geburtstag des „Alten Poeten“, gab es in der „Nordschau“ des NDR eine recht unkonventionelle Begegnung auf dem Bildschirm mit ihm, die ohne die üblichen Showeffekte das Echte und Natürliche des Jubilars herauszustellen verstand. Unter zahlreichen beifälligen Bekundungen für diese „Begegnung“ sei eine von einem Freund aus Bremen zitiert: „Es war ein Glücksfall, daß ich ihn an seinem 99. Geburtstag im Fernsehen erleben konnte. Über seine Vitalität konnte ich nur staunen. Man sieht an ihm, wie ein lebendiger Geist den Menschen trägt und hält!“

Zwei Tage vor diesem Auftritt hatte Irmgard Harder in der NDR-Sendung „Von Binnenland und Waterkant“ angekündigt, daß der Rudolf-Schneider-Verlag Claudius' Eintritt ins 100. Lebensjahr zum Anlaß genommen habe, eine „Jubiläumsausgabe — Auswahl letzter Hand“ mit der hochdeutschen Lyrik und Prosa des Dichters herauszubringen. Ihr solle im Frühjahr 1978 ein dritter Band mit dem plattdeutschen Werk folgen.

Wie sehr die Sprecherin die unauffällige und stille Art des Autors zu schätzen weiß, geht aus den beiden Gedicht-Zitaten („Rode Grütt“ und „Du bist in mir“) hervor. Das zeigt, daß — wie auch jenes persönliche Auftreten im Fernsehen — den sogenannten Massenmedien bei der rechten und verständnisvollen Einschätzung auch eine fast intime Wirkungsweise gegeben sein kann.

Mit dem Ausklingen solcher Sendungen bleibt allerdings nur noch ein schwacher Nachklang verbunden, während das Medium Buch dem Leser (der Jubiläumsausgabe in diesem Falle) die Möglichkeit gibt, sich mit auswählendem Interesse und besinnlicher Gelassenheit in die Gedichte und Geschichten zu vertiefen, sie nachzublätern und sich einzuprägen. Auf diese Weise werden sie mitsamt dem Dichter ihrem Leser vertraut. In solchem Sinne möchte ein Satz aus Claudius' Vorwort zu den beiden Bänden Wegweiser für die Jubiläumsausgabe bilden: „Mein kleines Klinkerhaus zu Grönwohld hat es an sich, seine Besucher immer fröhlich zu machen.“

Die Gedichte und die Geschichten in den zwei vorliegenden Büchern stellen eine Auswahl aus früher in kleinen Bändchen verlegten Werken des Dichters dar,

zeitlich wie thematisch etwa begrenzt durch die Titel „Lieder der Unruh“ (1920) und „Unterm weißen Haar“ (1974). Sie zeigen dem Leser mehr innerlich als demonstrativ, daß die jungen Leute der Jahrhundertwende wesentlich von ihrer Elterngeneration (der Gründerjahre) unterschieden werden müssen, obwohl Lyriker und Erzähler wie Hermann Claudius nichts Aufrührerisches zu verkünden hatte, ja, sich nicht einmal von der auf fast allen Lebensgebieten herrschenden Strenge distanzieren.

Gewiß waren und wurden sie anders, aber sie taten das alles mit einer sanften Bestimmtheit, mit Heimatliebe, mit Brüderlichkeit („Wann wir schreiten Seit an Seit ...“), mit stiller und beinahe heiterer Frömmigkeit („Daß Dein Herz fest sei“) und in einem mitmenschlich anrührenden Einverständnis mit der Wirklichkeit („Skizzenbuch meiner Begegnungen“).

Der letzte Titel vor allem zeigt den wachen Geist des jungen Claudius für das Geschehen der Gegenwart und dessen Protagonisten. Daß er in den folgenden Jahren, die für die Entfaltung seiner Fähigkeiten und die Entwicklung zu der späteren Persönlichkeit und ihre Aktivitäten maßgebend genannt werden können, das blieb, was er war, macht ihn exemplarisch für seine Generation. Diese unterwarf sich zwar nicht mehr der geschäftstüchtigen Mentalität ihrer „Erzieher“, stellte ihr aber auch nicht die Revolution entgegen. Ohne sich für Orthodoxes oder Parteiisches zu entscheiden, trug sie eine meistens idealisch bestimmte Aufgeschlossenheit spiritueller (also nicht intellektueller) Art gegenüber der Arbeiter- und der Jugendbewegung, den Reformideen für Alltag und Schule, für religiöse, rechtliche und andere gesellschaftliche Veränderungen „im Herzen“.

Vieles von dem Angedeuteten findet der Leser in der Jubiläumsausgabe: Da erzählen die Erinnerungen „Armantjes“ von Vater und Mutter und dem berühmten Urgroßvater Matthias Claudius, von Onkeln und Jugendfreunden und kindlichen Daseinsproblemen. Und von den „Begegnungen“ schildert der junge Mensch, der zur Generation von Thomas Mann (1875) und Hermann Hesse (1877) gehört, die mit damals schon „Großen“ wie Binding und Liliencron, Otto Ernst, Gustav Frenssen und anderen, deren sich viele aus der Generation der nach 1900 Geborenen erinnern dürften.

Während solche Wir-Geschichten auf eindringliche Weise die Atmosphäre der Zeit ihrer Entstehung vermitteln, sind die vielen Gedichte in der Jubiläumsausgabe vorwiegend Du-Gespräche. Deren Tendenz neigt weder zu Auseinandersetzungen noch zum Problemwälzen, vielmehr wird aus ihnen das Einverständnis mit dem Du spürbar, also mit dem Freund, der Liebsten, der Familie, mit den Erscheinungen der Natur, mit Gott. Für das Dichten gibt es anscheinend kein anderes Motiv als eben dieses Einverständnis. Selbst das bereits erwähnte Lied der Jugendbewegung „Wann wir schreiten Seit an Seit“ ist nicht aus einer Kampfstimmung entstanden, sondern lebt aus der Zuversicht der

begeisterten Gemeinschaft.

Auch mit geschäftstüchtigem Literaturbetrieb hatte das alles nichts zu schaffen; vielmehr gab der junge Dichter der Inbrunst seiner Empfindungen nach, ohne dabei in Pathos oder anderen Krampf zu verfallen. Davor bewahrte ihn ein schlichter Sinn ebenso wie Vertrautheit mit ihm nahestehenden Menschen. In dem Gedicht „Erde“ aus dem Zyklus „Daß Dein Herz fest sei“ spricht er von dieser Einsicht:

*Was soll und nützt uns alle große Gebärde?
Irgendwo eng und klein
wird in der Erde
zuletzt unser Bette sein.*

Wie in dem Gedicht „Alter Poete“ — in der Jubiläumsausgabe leider nicht auffindbar — Claudius mit solchen Erkenntnissen die Resignationen eines alten Mannes zu überwinden vermochte, so könnten die plattdeutschen Dichtungen in dem versprochenen dritten Band „heimatlich“ und also in noch intimerer Überzeugung den Gesamteindruck ergänzen:

Hier liegt das Werk eines Poeten vor, aus dessen Geschichten und Versen brüderliches Vertrauen spricht und das es an sich hat, seine Leser
„immer fröhlich zu machen“.

Das Grundsatzprogramm der Schleswigschen Partei

I. Allgemeine Zielsetzung

1. Die Schleswigsche Partei ist die politische Vertretung der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig, setzt sich für deren Belange ein und nimmt in nachbarlicher Partnerschaft die gesamten Interessen des Landesteils wahr. Darüber hinaus arbeitet die Schleswigsche Partei an den gesellschaftspolitischen Aufgaben in Dänemark mit.
2. Die Schleswigsche Partei steht auf dem Boden einer freiheitlich-demokratischen Rechtsordnung.
3. Die Schleswigsche Partei fordert die Weiterentwicklung der politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Gleichberechtigung im Grenzland.
4. Die Schleswigsche Partei tritt ein für eine europäische Zusammenarbeit unter Wahrung der jeweiligen volklichen Identität.
5. Die Schleswigsche Partei befürwortet einen Ausbau der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit in der deutsch-dänischen Grenzregion.

II. Kulturpolitik

Die Schleswigsche Partei tritt ein

1. für die deutsche Kulturarbeit in Nordschleswig, deren Hauptaufgabe die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache ist.
2. für die freie und gleichberechtigte Entfaltung beider Kulturen im Grenzland. Sie sieht in dem Nebeneinander zweier Kulturen und der sich daraus ergebenden Wechselwirkung eine Bereicherung für die Bevölkerung des gesamten Grenzlandes. Daraus ergibt sich, daß auch die deutsche Kulturarbeit von der öffentlichen Hand gefördert werden muß.
3. für die deutsche Schul- und Kindergartenarbeit in Nordschleswig. Das freie Entscheidungsrecht der Eltern in bezug auf die Ausbildung ihrer Kinder darf in keiner Weise eingeengt werden.
4. für ein vielseitiges Ausbildungsangebot für die gesamte Bevölkerung Nordschleswigs. Jedem soll die Möglichkeit gegeben werden, einen für ihn geeigneten Ausbildungsweg zu wählen.
5. für die gegenseitige Anerkennung von Ausbildung und Examen im Interesse der europäischen Zusammenarbeit und zur Förderung der Freizügigkeit über die Grenze hinweg.

6. für eine pflegliche Behandlung der Landschaft und der heimischen Tier- und Pflanzenwelt. Bei strukturellen Maßnahmen muß darauf angemessen Rücksicht genommen werden.

III. Wirtschaftspolitik

Die Schleswigsche Partei tritt ein

1. für die Politik der sozialen Marktwirtschaft. Der Rahmen und die Grundlage des Wettbewerbes werden von unserer Gesellschaft festgelegt.
2. für eine sinnvolle Mitverantwortung und Mitbestimmung der Arbeitnehmer.
3. für das private Eigentumsrecht unter Berücksichtigung der Interessen der Allgemeinheit und wendet sich gegen eine Gesetzgebung, die in äußerster Konsequenz eine Verstaatlichung sowohl der landwirtschaftlichen als auch der industriellen Betriebe mit sich führen kann.
4. für eine Stärkung der Wirtschaft und Verbesserung der Beschäftigung durch ein günstiges Investitionsklima bei Wahrung des sozialen Friedens. Sie setzt sich dabei besonders für die Förderung von mittleren und kleinen Gewerbeunternehmen und landwirtschaftlichen Betrieben ein.
5. für eine Verbesserung der wirtschaftlichen Struktur des Landesteils Nordschleswig durch regionale Förderungs- und Raumordnungsmaßnahmen. Dabei sind kleinere Dorfgemeinschaften zu berücksichtigen. Ausreichende Arbeits- und Ausbildungsplätze müssen zur Verfügung gestellt werden. Bei der Besetzung öffentlicher Stellen muß Mitgliedern der deutschen Volksgruppe volle Chancengleichheit zugesichert werden.

IV. Sozialpolitik

1. Die Schleswigsche Partei tritt ein für eine soziale Ordnung, die jedem die Möglichkeit bietet, unter Berücksichtigung einer sozial ausgewogenen Eigenleistung ein freies und gesichertes Leben zu führen. Die Familie steht dabei im Mittelpunkt der Fürsorge.
2. Jeder Mensch hat das Recht auf Arbeit. Die Schleswigsche Partei tritt daher dafür ein, daß notwendige Maßnahmen getroffen werden, um einer Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken.
3. Ein jeder hat das Recht auf eine Wohnung. Die Schleswigsche Partei tritt ein für die Förderung von Eigenheimen und des sozialen Wohnungsbaues in einem ausgewogenen Verhältnis.
4. Die Schleswigsche Partei tritt für die Fürsorge der älteren Mitmenschen ein. Sie befürwortet, daß über die öffentliche soziale Hilfe hinaus ein soziales Angebot freier Träger erhalten bleibt. Ein Zusammenwirken der öffentlichen Hand und der freien Verbände soll sich dabei zum Wohle des Bedürftigen

ergänzen.

Beschlossen von der Delegiertenversammlung des Bundes deutscher Nordschleswiger am 25. Oktober 1977 in Tingleff.

„Erstmals seit der Entstehung der deutschen Minderheit durch die neue Grenzziehung zwischen Deutschland und Dänemark im Jahre 1920 haben die deutschen Nordschleswiger ihrer politischen Organisation, der Schleswigschen Partei, ein Grundsatzprogramm gegeben. Das heißt natürlich nicht, daß bisher Politik im luftleeren Raum betrieben wurde. Zu den jeweiligen Wahlen wurden immer Aktionsprogramme beschlossen. Nun hat man aber den Versuch gewagt, jene Prinzipien, die der politischen Arbeit der deutschen Bürger Ihrer Majestät zugrunde liegen sollen, zu Papier zu bringen. Dieses Vorhaben ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß die Schleswigsche Partei in den letzten Jahren an Gewicht gewonnen hat. Nicht nur für die deutschen Nordschleswiger, sondern auch für ihre dänischen Mitbürger. Seit fast vier Jahren ist die Partei mittels eines Wahlbündnisses mit den dänischen Zentrumsdemokraten wieder im Parlament in Kopenhagen, mit einem Abgeordneten, Jes Schmidt, vertreten.

Da in Dänemark Wahlen nicht gerade zu den Seltenheiten gehören, will man jetzt auch den Dänen, die diesem Manne in Nordschleswig ihre Stimme geben sollen, sagen, wofür und wogegen er eintritt. Jes Schmidt versteht sich als Sachwalter der gesamten Region im Folketing, und die Schleswigsche Partei setzt sich laut Programm gleichermaßen für die Belange der deutschen Volksgruppe wie für die Interessen des Landesteils ein und arbeitet an gesellschaftspolitischen Aufgaben in Dänemark mit. Ob dieser Anspruch dazu beitragen wird, noch vorhandene Vorbehalte der Dänen den deutschgesinnten Nordschleswigern gegenüber weiter abzubauen, bleibt abzuwarten.

So erhebt das Programm ebenfalls die Forderung, die Gleichberechtigung im Grenzland endgültig zu verwirklichen. Es verlangt die volle Chancengleichheit für die Angehörigen der Minderheit bei der Besetzung öffentlicher Stellen. Hier fühlt man sich trotz gegenteiliger Versicherungen dänischer Politiker noch benachteiligt.

Kann nun das neue Parteiprogramm Impulse bewirken, die es jungen Mitgliedern der Volksgruppe attraktiver erscheinen lassen, sich vor Ort für die deutsche Arbeit zu engagieren und somit die drohende Stagnation abzuwenden? Hier liegt letzten Endes der wichtigste Maßstab, an dem die Grundsätze zu messen sind.

Wie sieht das Weltbild aus, das da auf zwei DIN-A-4-Seiten entworfen und

herausgestellt wird?

Deutschen Enklaven in der Diaspora wird oft ein reaktionäres Verharren in überkommenen Vorstellungen nachgesagt. Doch von einer „Wir - wollen - unseren - alten - Kaiser - Wilhelm - wiederhaben - Stimmung“ keine Spur. Unzweifelhaft ist das Programm aber von der Tatsache geprägt, daß der Stamm der Volksgruppe tief in der Landwirtschaft und dem Bürgertum verwurzelt ist. Mehr CDU als SPD könnte man salopp feststellen. Das war auch nicht anders zu erwarten.

Die Schwierigkeit, einer dennoch weitgefächerten Volksgruppe und nicht einer Weltanschauungspartei ein Programm geben zu müssen, hat nun in vielen Punkten zu Formulierungen geführt, die man schlichtweg als Allgemeinplätze einstufen muß. Hier bedarf es zielbewußter Initiativen, um die Merksätze mit politischem Leben zu erfüllen. Will man, wie angestrebt, neue, auch nichtdeutsche Wählerschichten erschließen und die Jugend bei der Stange halten, dann muß die Schleswigsche Partei sich wohl doch etwas griffigere und aufgeschlossenerere Antworten auf die Fragen, die die Bürger heutzutage bewegen, einfallen lassen.

Aus einem Kommentar des NDR zum Grundsatzprogramm.